1,80 DM / Band 537
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

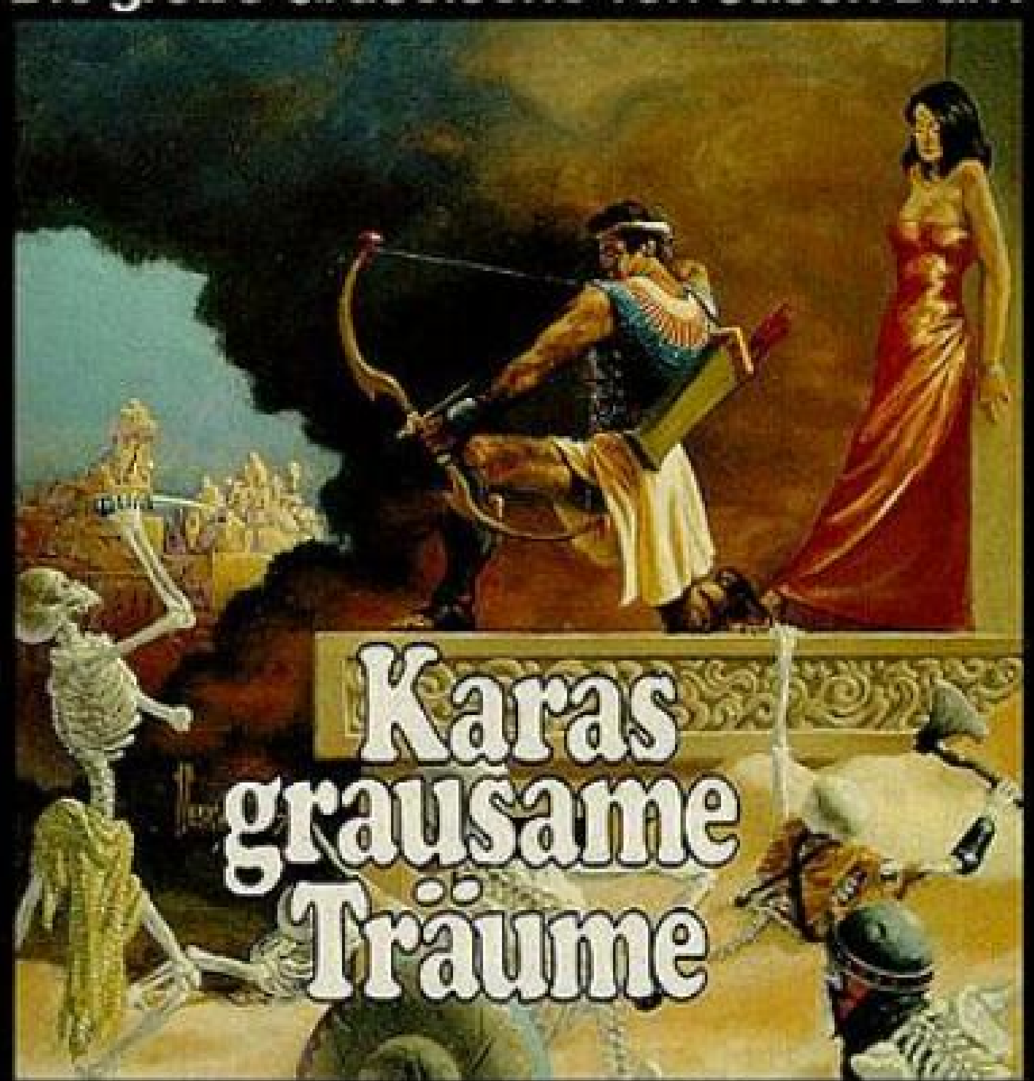
BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande 12,25 / Spanien P 150



Karas grausame Träume

John Sinclair Nr. 537

von Jason Dark

erschienen am 18.10.1988

Titelbild von Richard Hescox

Sinclair Crew

Karas grausame Träume

Mehrere Nächte hatte Kara denselben schrecklichen Traum!

Zuerst war da immer ein gewaltiger Orkan, der aus dem düsteren Himmel stürmte, wie mit Riesenhänden in den feinen Sand griff, ihn hochschleuderte, wo er sich zu gewaltigen, dunklen Wolken verdichtete, die der Träumenden die Sicht nahmen.

Es dauerte eine Weile, bis sich der Sturm ausgetobt hatte, die Wolken allmählich zusammensanken und der feine Sand zu Boden rieselte.

Und Kara hatte jedesmal dasselbe furchtbare »Erlebnis« inmitten einer leeren, wüstenartigen Landschaft…

Der Sand bildete ein Meer aus Dünen. Ständig wechselte das Bild, doch es wehte kein Wind, der den Sand hätte bewegen können. Es waren andere Kräfte am Werk, die tief in den Dünen lauerten und sie aufrissen.

Dann kamen sie.

Bleiche Gerippe mit gläsern wirkenden Knochen krochen aus dem Sand, schüttelten die Körner ab, wie ein nasser Hund die Wassertropfen. Sie schwangen die Arme und die ebenfalls bleich wirkenden Schwerter, die sie in den Knochenfäusten hielten.

Einige der lebenden Gerippe trugen wüstenbleiche Helme auf den Schädeln, andere waren mit Rundschildern bewaffnet, die ihnen im Kampf Deckung gaben.

Wie viele es waren, konnte die Träumende nicht erkennen. Es glich schon einer kleinen Invasion, was da hervorkroch und sich dorthin bewegte, wo aus dem Wüstensand ein gelblicher Altar hochwuchs. Ein sehr breiter Stein, an den oberen Seitenrändern durch in das Material geschlagene Ornamente verziert. Eine nackte Platte, bis auf den hohen Pfahl, der an ihrem Ende aufragte.

An dem Pfahl lehnte eine schöne, dunkelhaarige Frau, die ein Kleid von tiefroter Farbe trug, das in der Länge bis zu den Knöcheln reichte, im oberen Bereich jedoch einen breiten Ausschnitt zeigte, der die Schultern völlig freiließ, ebenso einen Teil der Brust.

Der Stoff wirkte kostbar. Wenn die dunkelhaarige Frau die Beine bewegte und das Kleid Falten schlug, dann schimmerte das wertvolle Material an verschiedenen Stellen auf, als hätte jemand mit Lack noch einmal darüber gestrichen.

Daß die Frau Furcht hatte, war ihrem Gesicht anzusehen. Auf den Zügen lag eine gewisse Panik, in den Augen schimmerte es feucht, und sie preßte sich mit dem Rücken so hart gegen den Pfahl, als wäre nur er da, um ihr den entsprechenden Halt zu geben.

Ihre Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Sie suchte nach einer Möglichkeit zur Flucht, die aber war nicht vorhanden, weil die Knöchernen den Altar inmitten der Wüste eingekreist hatten.

Sie blieben nicht stehen. Geduckt und von allen Seiten näherten sie sich ihrem Ziel.

Mit ihren eckigen Bewegungen wirkten sie manchmal lächerlich, wenn die Knochenfüße durch den Sand schleiften und lange Spuren hinterließen, aber die dunkelhaarige Frau ließ sich nicht täuschen.

Sie brauchte nur auf die Waffen zu schauen, die genau das Gegenteil von einer Lächerlichkeit bewirkten.

Es waren schmale, helle Klingen. Sie waren blank und bleich wie die Knochen der Skelette, aber höllisch spitz und dafür geschaffen, auch härtere Gegenstände zu durchdringen, wie ein Messer das weiche Fett.

Der schwarzhaarigen Frau blieb nichts anderes übrig, als weiterhin

mit dem Rücken an den Pfahl gepreßt stehenzubleiben. In ihren Blicken nistete die Verzweiflung, und auch das Gesicht der träumenden Kara gab diesen Ausdruck wider.

Denn die in großer Gefahr schwebende Frau war niemand anders als sie selbst.

Sie erlebte den Schrecken, während sie schlief. Der höllische Traum lag wie ein großer, dunkler Alp auf ihrer Brust und erschwerte das Atmen.

Schweiß perlte aus ihren Poren. Er benetzte das Gesicht, rann in Tropfen an den Wangen entlang und floß auch in das helle Bettlaken, wo er versickerte.

Im Schlaf erlebte Kara den Schrecken mit. Die Angst, die sie als Bedrohte durchlitt, ließ ihr Herz schneller schlagen. Und während sie schlief, drang aus ihrem halboffenen Mund ein seufzendes Stöhnen, das in einem gestammelten Wortwirrwarr endete, von dem ein Zuhörer kaum etwas verstanden hätte.

Die ersten Skelette hatten den Altar erreicht. Hoch ragte er aus dem trockenen Untergrund. So hoch, daß ein Skelett den Arm weit ausstrecken mußte, um die Hand zu umklammern. Dort wollte es sich mit einem Klimmzug in die Höhe ziehen.

Es war ein Knöcherner, auf dessen Schädel ein halbrunder Helm saß. Zudem hielt er ein Schild hoch, der ihn schützte.

Mit einem grotesk anmutenden Sprung erreichte der Knöcherne die Altarplattform.

Geduckt blieb er stehen. Seinen runden Schild drückte er zur Seite, um freie Sicht zu haben.

In der Rechten hielt er die Waffe. Noch wies die Spitze in den wolkenlosen Himmel, doch der Blick des Unheimlichen saugte sich bereits an der Frau fest.

Auch die Träumende spürte ihn. Er ging ihr unter die Haut, er nagelte sie förmlich fest, wirkte scharf wie eine Messerklinge, und die Angst verstärkte sich noch.

Als die anderen Skelette sich bemühten, die Platte zu erklettern, setzte sich das erste fahle Gerippe bereits in Bewegung.

Sein Ziel war Kara!

Unbeweglich stand sie auf dem Fleck, den Rücken preßte sie gegen die viereckige Steinsäule. Sie riß den Mund auf, um zu schreien, auch das schaffte sie nicht.

Das Skelett kam näher.

Unbeirrbar ging es seinen Weg. Es steckte voll mit einer dämonischen Kraft. Langsam senkte es die Waffe, so daß deren Spitze jetzt direkt auf Karas Brust wies.

Der Unheimliche nahm Maß… sein rechter Knochenarm wich zurück. Es sah aus, als wollte er anschließend das Knochenschwert in

Karas Körper stoßen, da erschien wie aus heiterem Himmel der Mann.
Groß, mit relativ langen, dunklen Haaren, die fahnenartig um seinen Hinterkopf wehten. Er war der typische Kämpfer. Seine Arme wiesen wahre Muskelpakete auf, die Haut schimmerte sonnenbraun. Er trug ein hellblaues Hemd ohne Ärmel und einen Lendenschurz, der fast die Länge eines Rockes aufwies.
Auf seinem Rücken stach der Köcher mit den Pfeilen noch über seine rechte Schulter hinweg.
Einen Pfeil hatte er bereits auf die Sehne seines Bogens gelegt und die Waffe so stark gespannt wie eben möglich.
Zwischen Kara und dem angreifenden Skelett hatte er sich hingekniet und schoß.
Die Träumende glaubte, das Sirren der Sehne zu hören, als diese zurückschnellte und der Pfeil auf die Reise geschickt worden war.
Er traf sein Ziel haargenau.
Plötzlich flog das Gerippe auseinander. Es explodierte mit einem hellen Blitzen, die Knochen wirbelten davon, und Karas Retter stieß einen lauten Siegesschrei aus. Er griff über seine Schulter, holte einen weiteren Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf.
Das war nicht mehr nötig. Die übrigen Skelette griffen nicht an.
Die Vernichtung ihres Artgenossen hatte ihnen gereicht.
Der Dunkelhaarige richtete sich auf. In einer Siegerpose blieb er stehen, schaute nach vorn, rechts und links, war zufrieden, nickte und drehte sich erst dann um.
Er ging auf Kara zu.
Die dunkelhaarige Frau hätte sich eigentlich ihrem Retter in die Arme werfen müssen, sie tat es nicht, denn für Kara begann jetzt der zweite Teil des Alptraums.
Er hing mit dem Mann zusammen. Sein Gesicht sah sie jetzt zum erstenmal überdeutlich und hatte das Gefühl, zu brennen und gleichzeitig zu vereisen.
Der Retter besaß die Gesichtszüge eines attraktiven Mannes. Bis auf seine Augen.
In ihnen loderte das Grauen und alle Bosheit der Erde. Er schlich auf sie zu, streckte seinen Arm aus, die Finger bewegten sich bereits auf ihre nackte Schulter zu.
Schon traf sie der Eishauch.
Da griffen sie zu.
Kara schrie!

***

»Meine Güte, was hast du?«
Sie schrie noch immer, bewegte ihren Arm, dessen Handgelenk in dieser Klammer steckte, schaffte es aber nicht, weinte plötzlich und

spürte, daß sie von einer anderen Hand sanft an der Wange gestreichelt wurde.

Da riß sie die Augen auf!

Über sich sah sie ein altersloses Gesicht mit einer leicht grünlich schimmernden Haut und einem dunklen Augenpaar, das sie besorgt anblickte. Es war nicht der Retter aus ihrem Traum, wer da ihre Hand hielt, hieß Myxin und stammte, ebenso wie sie, aus dem alten Atlantis.

In der neuen Zeit, der neuen Welt, hatten sich die beiden gefunden. Aus ehemaligen Feinden waren Partner und Freunde geworden, die zusammen bei den *flaming stones* lebten, einem Gebiet, das von vier magischen Steinen eingekreist und für die normalen Menschen nicht sichtbar war, da es eine magische Zone besaß.

Kara und Myxin wirkten wie erstarrt. Sie schauten sich lange in die Augen, der kleine Magier nickte und fragte gleichzeitig: »War es wieder derselbe Traum?«

Kara nickte nur.

Myxin ließ ihr Handgelenk los. Mit einem Tuch tupfte er Kara den Angstschweiß von der Stirn. Er hatte Mitleid mit ihr, er konnte sich vorstellen, was diese Frau durchmachte, wenn sie so furchtbar träumte, aber er selbst konnte ihr nicht helfen.

»Ich… ich möchte etwas trinken …«

Myxin nickte. »Warte, ich hole dir ein Glas Wasser.«

Als er zurückkehrte, saß Kara auf der Bettkante, hielt den Kopf gesenkt und hatte ihre Hände gegen die Wangen gepreßt.

»Bitte.«

Kara mußte das Glas mit beiden Händen halten, als sie es an die Lippen setzte und trank.

Im Zimmer war es dunkel. Auch die Nacht konnte nicht als besonders hell bezeichnet werden. Der Mond hielt sich hinter Wolken versteckt, ebenso wie die Gestirne.

Die Fenster des Raumes zeichneten sich als Rechtecke ab. Sie sahen aus, als wäre die Dunkelheit dort zurückgedrückt worden.

Kara ließ das Glas sinken.

Myxin nickte ihr zu. »Und?« fragte er leise, »ist es wieder derselbe Traum gewesen?«

»Ja.«

Der kleine Magier senkte den Kopf. Das Heben seiner Schultern deutete an, wie hilflos auch er war. Sie hatten Stunden über das Thema diskutiert und waren zu keinem konkreten Ergebnis gekommen.

Allerdings gingen beide davon aus, daß der Traum mit ihrem Leben in Atlantis zusammenhängen mußte. Doch so sehr sie auch gegrübelt hatten, sie konnten sich an den dunkelhaarigen Retter ebenso wenig erinnern wie an den Altar inmitten der Wüste.

»Wer ist dieser Mann gewesen?« fragte Kara auch jetzt. »Er hat mir das Leben gerettet, dann aber schaute er mich an, und ich kam mir vor, als würde mich mein Mörder anstarren. In seinen Augen lag etwas Schreckliches, etwas Böses. Ich war der Hund, er der Herr. So ähnlich mußt du das sehen, Myxin.«

»In deinem atlantischen Leben ist dir diese Person nicht über den Weg gelaufen?«

»Nein, was soll ich noch sagen? Wir haben lange genug darüber nachgedacht, ich weiß es nicht, ich kenne ihn nicht.«

»Vielleicht hängt es mit dem Verschwinden des Eisernen Engels zusammen?«

»Meinst du?«

»Es kann sein. Jedenfalls ist dein Traum, Kara, für mich so etwas wie eine Botschaft.«

Das verstand sie nicht. »Wenn es eine Botschaft ist, Myxin, wer soll sie uns gesandt haben?«

»Die Vergangenheit.«

»Nein, das ist mir zu vage.«

»Ich denke da an deinen Retter. Er ist für mich Vergangenheit, kann aber Gegenwart werden.«

Sie verengte die Augen etwas. »Du meinst, der Traum ist so etwas wie eine Warnung und daß dieser Retter bald hier erscheinen könnte.«

»Ich schließe es nicht aus.«

Kara nickte. »Gesetzt den Fall, du hast recht. Was, so frage ich dich, will er dann von mir?«

»Das wird er dir sagen.«

»Hoffentlich nicht!« stieß sie hervor.

Myxin schaute seine Partnerin besorgt an. »Du hast Angst, nicht wahr?«

»Ja.« Kara nickte heftig. »Vor ihm ja. Er… er hat etwas Unheimliches an sich, ich spürte das genau. Ich kam einfach nicht gegen ihn an, verstehst du?«

»Alles klar«, gab Myxin zu. »Im Traum kamst du nicht gegen ihn an. Sollte er tatsächlich hier erscheinen, so bist du bewaffnet. Du hast das Schwert mit der goldenen Klinge, du wirst ihm entgegentreten können und…«

»Ich weiß nicht, ob das etwas nutzt. Im Gegenteil, ich habe das Gefühl, als würde er sich dann über meine Waffe lustig machen. Der ist sich seiner Stärke bewußt. Er hat das Skelett erschossen, und er hätte sicherlich auch alle anderen besiegt, daran will ich fest glauben.«

Myxin runzelte die Stirn. »Wir werden abwarten, was noch geschieht. In der nächsten Nacht weiche ich nicht von deiner Seite. Falls sich dein Traum wiederholt, werde ich dir Fragen stellen, wobei ich hoffe,

daß du sie mir auch beantworten kannst, obwohl du träumst.«

»Das wäre nicht schlecht.« Kara legte ihre Hände gegeneinander und dachte nach. »Aber eine andere Möglichkeit wäre mir dennoch viel lieber. Leider muß ich passen…«

»Wie meinst du das?«

»Wenn die Initiative von mir ausginge. Wenn ich den Trank des Vergessen zu mir nehmen könnte, um eine Begegnung aus eigener Initiative herbeizuführen.«

Myxin lachte leise auf. »Da hast du dir viel vorgenommen. Nur glaube ich nicht, daß der Spuk dir den Trank überlassen wird, auch wenn er dir gehört und er dich um einen Teil deines Erbes betrogen hat.«

»Das ist leider so.« Kara ließ sich zurückfallen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Trotz allem, Myxin, ich habe Angst vor der folgenden Nacht.«

»Ich werde über dich wachen.« Er beugte sich vor und streichelte ihr Gesicht.

»Das ist lieb von dir. Leider wird mir das kaum nützen. Dieser Schwarzhaarige ist stärker als wir beide zusammen, glaube ich…«

***

Der Mann brachte seinen Kopf derart dicht an mein Gesicht heran, daß es aussah, als wollte er mich küssen. Darauf konnte ich verzichten und drückte mich in meinem Stuhl zurück. »Ich sage Ihnen, Sinclair, die sind verrückt. Die sind nicht mehr normal, in die ist der Teufel oder wer auch immer gefahren.« Nach diesen Worten griff er zu seinem Wasserglas und kippte einen Teil der Flüssigkeit herunter. Nur war es kein Wasser, dafür Gin.

Den hatte ihm der Wirt des Lokals eingeschenkt, in dem wir hockten. Es war eine der schmierigen Buden, in die sich keine Touristen verliefen. Wer hier verkehrte, gehörte zu den Unteren Achthundert.

Innerhalb des viereckigen Raumes standen die Schwaden aus Tabakqualm, so daß ich die grün getünchten Wände kaum erkennen konnte. An der Theke hatte sich eine lange Reihe von Zechern gebildet, die Bier und billigen Schnaps tranken.

Wir hockten in der Ecke und wurden mittlerweile von den übrigen Gästen kaum beobachtet. Peter, so hieß mein Informant, war hier bekannt, und man wußte auch, daß er zur Kategorie der Spitzel gehörte, die sich durch Tips an die Polizei hin und wieder ein paar Pfund verdienten.

Peter war um die 30, sah aber mindestens zehn Jahre älter aus.

Das Leben und der Alkohol hatten ihn gezeichnet. Zudem hätte er dringend ein Bad gebraucht, auch seine Haare hatten es bitter nötig.

Ich kannte Peter über einen Kollegen von der Sitte, hatte von ihm

bisher noch keine Tips bekommen. Das hier war der erste.

»Noch mal von vorn und langsam zum Mitschreiben«, sagte ich, wobei ich meine Limonadendose zwischen den Händen drehte, weil ich aus den Gläsern nicht trinken wollte.

Peter schüttelte den Kopf. »Erst die Kohlen.«

»Nein, wenn du mir…«

»Das ist ein heißer Tip, Mann.«

Ich gab ihm eine Pfundnote.

Er starrte auf den zerknitterten Schein und schüttelte den Kopf.

»Der hat doch bestimmt noch einen Bruder.«

»Klar, den zeige ich dir später.«

Peter überlegte, trank das Glas leer und bestellte ein neues.

»Das ist das letzte«, warnte ich ihn vor.

»Klar.«

Der Wirt wollte gleich kassieren. Ich gab ihm das Geld. Seine dicken Wurstfinger strichen es ein.

»Dann mal raus mit der Sprache, du hast also Verrückte gesehen.«

»Nicht nur das, auch Besessene. Ich kann Ihnen sagen, die sind nicht normal.«

»Ja, schon gut. Wo war das denn?«

»Nicht hier.«

»Das ist keine Antwort.«

Er nickte. »Okay, ich habe eine Landpartie nach Cornwall gemacht. Wollte mal raus aus dem Mief und andere Luft schnuppern. Übernachtet habe ich in der freien Natur, und da habe ich sie dann entdeckt.«

»Die Leute?«

Er trank und nickte gleichzeitig. »Das war nicht alles. Ich sah auch die Kirche.«

»Moment…«

»Es war eine Kirche oder zumindest ein Bau, der so aussah. Man kann auch Tempel sagen. Die Leute strömten dahin. Da kamen Männer, Frauen und Kinder. Das machte mich neugierig. Ich bin ihnen nachgegangen und habe durch die Tür geschaut.«

»Was geschah hinter den Mauern?«

Peter bekam tatsächlich eine Gänsehaut. Er schüttelte sich und brauchte wieder einen Schluck. »Dahinter war der Teufel los. Die haben gesungen und geschrien.«

»Vor Angst?«

»Nein, die erwarteten jemanden.«

»Den Teufel?«

Er bekam große Augen. »Kann sein«, flüsterte er über den Tisch hinweg. »Kann durchaus sein, denn sie riefen nach dem großen Exorzisten, der kommen und alles ändern wird.«

»Was soll er ändern?«
»Weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, was ein Exorzist ist.«
»Das ist ein, sagen wir, Teufelsaustreiber. Er kann also nicht der Teufel sein.«
»Ach ja?«
Ich winkte ab. »Vergessen wir das mal, es gibt genug andere Themen. Was hast du noch gemacht?«
»Nichts. Nur gehorcht, dann bin ich verschwunden.« Er wies mit seinem Zeigefinger auf sich. »Ich hatte Schiß, Angst. Wenn die mich erwischt hätten, wäre es aus mit mir gewesen, das müssen Sie mir glauben, Meister.«
»Möglich.« Ich nickte.
Er streckte mir seine offene Hand entgegen. »Kann ich jetzt den Bruder sehen?«
»Noch nicht.«
»Mehr weiß ich aber nicht.«
»Vielleicht doch. Du hast gelauscht. Kannst du dich an die Worte erinnern, die gesprochen wurden?«
»Nein, die haben meistens nur gesungen. So richtig schaurig, verstehen Sie? Das war ein Gesang, bei dem ich eine Gänsehaut und auch Angst bekam. Schlimm…«
»Haben die Leute etwas getan?«
»Nein, nur geschrien, gejammert und gesungen. So kam es mir wenigstens vor. Und die haben sich auch verkleidet. Die meisten von ihnen trugen Kutten. Furchtbar sahen sie aus. Die Gesichter darunter wirkten fahl, als hätten sie die Haut mit Mehl eingepudert. Fast wie Leichen…«
Ich runzelte die Stirn, ging aber nicht näher auf seine letzte Bemerkung ein. »Wie sah die Kirche oder dieser Tempel von innen aus?«
»Normal.«
»Peter, das ist keine Antwort. Existierte ein Altar? Gab es irgendein christliches Symbol? Ein Kreuz, ein Becken mit Weihwasser, zum Beispiel?«
Er lehnte sich zurück und hob beide Arme. »Wo denken Sie hin, Mister? Das war nicht vorhanden. Das sind doch keine Gläubigen gewesen. Nein, nein da steckte schon etwas anderes dahinter.«
»Das du nicht herausgefunden hast?«
»Nein.«
»Wie oft hast du sie beobachtet?«
»Zweimal.«
»Hintereinander oder…«
»An zwei aufeinander folgenden Tagen. Dieser komische Tempel war immer voll.«

»Wo kamen die Menschen her?«
»Von überall.«
»Das ist keine Antwort. Wohnten sie in den umliegenden Orten, oder sind sie aus Städten gekommen…?«
»Weiß ich nicht.«
»Okay, lassen wir das Thema. Bis der Schein einen neuen Bruder bekommt, möchte ich von dir noch wissen, wo genau dieser Tempel liegt.«
»In Cornwall.«
»Toll – Cornwall ist groß. Das hätte mir auch meine Großmutter erzählen können, wenn sie noch gelebt hätte.«
Peter stützte sein Kinn auf die Handfläche. »Da muß ich mal nachdenken. Die Orte sind auch mir unbekannt, wie gesagt, es war ein kurzer Ausflug, da bin ich…«
»Wie bist du gefahren?«
»Schwarz.«
»Das konnte ich mir denken.«
»Mit dem Zug.«
»Aha. Und wo bist du ausgestiegen?« Ich war leicht sauer, weil ich das Gefühl hatte, daß Peter mir etwas vorspielte.
»In Plymouth habe ich noch im Zug gesessen, aber bis St. Azstell bin ich nicht gefahren. Ich stieg dann zwischendurch aus und wieder um. Liskeard hieß der Ort.«
»Wo du endgültig ausgestiegen bist?«
»Richtig.«
»Da war dann die Kirche oder was auch immer.«
»Nein, ich bin gelaufen, nach Norden, wo die Gegend hügeliger wird und auch bald das Moor beginnt.«
»Das ist das Bodmin Moor. Ich kenne die Gegend etwas.«
»Richtig, richtig.«
»Und dieser Tempel war aus Stein gebaut, wenn ich mich nicht irre.«
»Ja, er stand auch geschützt, war nicht einfach zu entdecken. Da waren Hügel und auch Felsen.«
»Mehr weißt du nicht?«
Er staunte mich an. »War das nicht genug?«
»Wir werden sehen«, wich ich aus, bevor ich grinste. »Jedenfalls bekommt der Schein seinen Bruder.« Ich gab ihm das Geld, bevor der gierige Ausdruck seine Augen fast platzen ließ.
Er rutschte mit dem Stuhl zurück. »Sie können mir ja mal sagen, ob es gestimmt hat.«
»Vielleicht.«
Peter schoß von der Sitzfläche hoch, als wäre sie heiß wie eine Ofenplatte. Er hielt es einfach nicht mehr aus, weil er an der Theke schon erwartet wurde.

Ich leerte noch meine Dose. Gezahlt hatte ich schon. Als ich zum Ausgang ging, bedachten mich die Gäste nicht gerade mit freundlichen Blicken.

In einer Kaschemme wie dieser wünschte man einen Polizisten in die tiefste Hölle.

Draußen atmete ich zwar auch keine Frischluft ein, sie war aber besser als der Mief im Innern.

Konnte ich glauben, was mir Peter erzählt hatte?

Um das herauszufinden, mußte ich nach Cornwall. Zum Glück konnte ich im Land bleiben und brauchte nicht über den großen Teich wie bei meinem letzten Fall, als ich Bill Conolly aus einer fast tödlichen Klemme befreit hatte. Da war ich allein gewesen, diesmal mußte ich Suko, meinen Freund und Kollegen einfach mitnehmen.

Über London stand eine blasse Frühlingssonne, die etwas blendete. Es war auch schwül geworden. Dieser Mai hatte es wirklich in sich.

Ich hatte Suko über mein Treffen mit Peter informiert. Der Inspektor wollte auf mich im Büro warten.

Als ich eintraf, fand ich ihn schlafend vor. Den Stuhl hatte er zurückgeschoben und die Beine hochgelegt.

»Das ist richtig«, sagte ich. »Unsereins schuftet sich ab, und du legst die Beine hoch.«

»Jedem das sein.« Suko schwang die Beine herum. »Was hat es gegeben? Bist du fündig geworden?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls müssen wir uns auf eine kleine Reise gefaßt machen.«

»Wohin?«

»Cornwall.«

»Vielleicht nach Dartmoor?«

»Nein, aber nicht weit davon entfernt. Wir werden einem Tempel oder einer entweihten Kirche einen Besuch abstatten, und ich glaube, daß es interessant werden könnte…«

***

Peter hatte mir noch berichtet, daß sich die Frauen und Männer bei Dunkelheit trafen. Wir suchten tagsüber, doch die Kirche oder den Tempel hatten wir auch im hellen Sonnenschein nicht gefunden.

Auf einem schmalen Pfad, dessen Untergrund bereits sumpfig weich war, hielt ich schließlich an.

»Meinst du, daß der Tempel hier irgendwo liegt?« fragte Suko etwas spöttisch.

»Quatsch.« Ich öffnete die Tür.

»Was willst du dann?«

»Pause machen.« Das stimmte nicht so ganz, denn ich hatte längst den Schäfer gesehen, dessen Herde auf einem weiten, flachen Hang

weidete. Der Mann saß auf einem Hocker und drehte uns den Rücken zu. Zwei Hunde lagen im hohen Gras und bewachten die Schafe.

Suko gesellte sich zu mir. Er reckte sich und schüttelte den Kopf.

»Seit wann bist du so arbeitsfaul?«

»Im Gegensatz zu dir war ich in den letzten Wochen stark im Einsatz, mein Lieber.«

Er lachte leise und ließ seinen Blick, ebenso wie ich, über die Wiesenlandschaft gleiten. Peter hatte von den sanften Hügeln berichtet, die erstarrte Wellen zu sein schienen.

Jenseits der Hügel, für uns nicht einblickbar, lag das Bodmin Moor. Eine verlassene Gegend, wie ich aus früheren Fällen wußte.

Da die Sonne stark schien, verdunstete sie aus dem Sumpf auch Flüssigkeit, die als breite Wolke über dem Sumpf lag.

»Hier irgendwo muß es sein«, sagte ich und deutete dabei einen Halbkreis an.

»Falls dich der Typ nicht angelogen hat.«

»Was sollte er für einen Grund gehabt haben?«

»Weiß ich auch.«

»Wenn ja, ziehe ich ihm irgend etwas lang.«

»Dann frage vorher den Schäfer dort unten.«

»Das hatte ich sogar vor.«

Nebeneinander schlenderten wir auf den Mann zu. Die beiden Hunde witterten uns. Sie mochten es nicht, wenn Fremde kamen, erhoben sich und blieben in einer wachsamen Haltung stehen, was auch dem Schäfer auffiel, denn er stand auf und drehte sich um.

Als wir näher kamen, konnten wir erkennen, daß der Mann nicht so alt war, wie er von hinten in seinem langen, graubraunen Mantel gewirkt hatte. Ein junges Gesicht schaute uns entgegen. Das Lächeln fiel reserviert aus, war aber nicht unfreundlich. Wind strich durch sein blondes Haar und wehte ihm Strähnen ins Gesicht.

Wir grüßten ihn freundlich, der Schäfer grüßte zurück. Die beiden Hunde trotteten heran, beschnüffelten uns und legten sich wieder in das hohe Gras.

»Wenn Fremde zu mir kommen, wollen Sie entweder fragen, wie ich zu dieser Arbeit gekommen bin, oder sie wollen eine Auskunft haben. Sie sehen mir so aus, als wollten Sie etwas wissen.«

»Das stimmt auch.«

»Okay, fragen Sie.« Er strich seine Haare aus der Stirn. Wir sahen die dicken Sommersprossen auf der Haut.

Ich erklärte ihm, wonach wir suchten und sah, daß die Freundlichkeit aus seinem Gesicht wich, je länger ich sprach. »Hören Sie auf!« unterbrach er mich mitten im Satz. »Gehen Sie wieder!«

Auch die Hunde hatten diesen Sinneswandel mitbekommen. Sie verhielten sich dementsprechend lauernd. Ihr Knurren verstanden wir

als Warnung.
»Was habe ich falsch gemacht?«
»Allein, danach zu fragen.«
»Ist es schlimm?«
»Schlimm, sagen Sie? Sie gehören doch sicherlich auch zu dieser verdammten Gruppe, die da angereist kommt.«
»Nein, dann hätten wir Sie nicht gefragt. Wir wollen nur diesen komischen Tempel oder was immer es auch sein mag, finden. Ist das so schlimm?«
»Wer sind Sie?«
Der junge Schäfer hatte mir Vertrauen eingeflößt. Ich holte meinen Ausweis hervor und identifizierte mich. Während er las, schaute ich über seine Schafe hinweg.
»Polizei also. Dazu nach Scotland Yard. Das scheint sich wohl um eine größere Sache zu handeln!«
»Jedenfalls geht es uns um diesen Tempel und die Menschen, die ihn besuchen. Wir haben ihn noch nicht gefunden.«
»Das ist auch nicht einfach, weil er sehr versteckt liegt.«
»Aber Sie können uns den Weg beschreiben?«
»Das kann ich.«
»Großartig, wo finden wir ihn?«
Der Schäfer schaute uns an, als wollte er uns mit seinen Blicken durchleuchten. Nach einer Weile nickte er. »Ja, ich werde Ihnen den Weg sagen, auch wenn es Ihr Verderben sein kann.«
»Das werden wir noch sehen.«
»Sind die Leute denn so schlimm?« wollte Suko wissen.
»Ja, sie besitzen keine Moral, keine Ehrfurcht. Sie gehen nur ihren schlimmen Vorstellungen nach.«
»Das klingt, als hätten Sie sich damit beschäftigt.«
»Nein, Gott bewahre. Aber ich habe mit einigen von Ihnen reden können. Da habe ich einiges gehört. Sie warten auf eine große Gestalt, auf den Exorzisten, der…«
»Ihnen den Teufel austreibt?« fragte Suko.
»Das kann ich Ihnen nicht sagen, sorry. Meine Freunde sind diese Menschen jedenfalls nicht.«
»Gut, unsere werden es auch nicht werden«, sprang ich in die Bresche. »Jetzt erklären Sie uns nur, wo wir den Tempel finden.«
»Er liegt im Steinbruch. Jedenfalls nennen die Einheimischen dieses Gelände so.«
»Und da ist eine Kirche gebaut worden?« wunderte ich mich.
»Ja, früher mal. Es ist keine direkte Kirche. Mehr eine Versammlungsstätte für diese Menschen. Sie finden auch kein Kreuz oder einen Turm. Ein Tempel eben.«
»Haben Sie ihn schon von innen gesehen?«

»Nein, nie. Mir hat es gereicht, was ich dort gehört habe. Sie müssen warten, bis es dunkel geworden ist. Dann erscheinen sie.«

»Wissen Sie zufällig, wie viele Personen es sind?«

»Nein, aber sie kommen mit einem großen Bus und fahren in den Morgenstunden auch wieder weg.«

»Wohin, das wissen Sie nicht zufällig?«

»Keine Ahnung.«

»Gut, jedenfalls danken wir Ihnen für die Auskünfte. Wenn Sie jetzt so freundlich wären und uns den genauen Weg beschreiben würden, wären wir Ihnen sehr verbunden.«

Das tat der Schäfer auch und fügte noch eine Warnung hinzu.

»Aber geben Sie gut acht. Diese Personen lassen nicht mit sich spa ßen. Wenn die wollen, vernichten sie ihre Feinde.«

»Keine Sorge, wir wollen noch einige Jahre leben.«

Er lächelte und schaute uns so lange nach, bis wir wieder im Rover hockten.

»Hört sich geheimnisvoll an«, sagte Suko. »Die Frage ist nur, ob wir es glauben können.«

»Das wird sich herausstellen, wenn wir einen Blick in den komischen Tempel geworfen haben.«

»Ich denke die ganze Zeit darüber nach«, sinnierte Suko, »welche Typen sich dahinter verbergen können. Was sie alles vorhaben, wem sie dienen. Vielleicht der Hölle?«

»Glaube ich nicht. Ein Exorzist ist eher das Gegenteil davon.«

»Man kann Namen auch manipulieren.«

»Da hast du wieder recht.«

Vor einer Kreuzung stoppte ich. Das graue Band einer schmalen Asphaltstraße führte an der Kühlerschnauze vorbei. »Wie war das noch?« fragte ich, »rechts oder links?«

»Links.« Suko spreizte den Daumen ab.

Ich fuhr in die angegebene Richtung. Die Straße war sehr schmal.

Wenn uns ein Wagen begegnete, mußte ein Fahrer fast bis in den Graben ausweichen. Eine wilde Gegend hatte uns geschluckt. Die Wiesen blühten in der hellgelben Pracht des Löwenzahns. Am Himmel stand ein prächtiges Blau, und die wenigen Wolken wirkten wie langgestreckte Seidenstreifen.

Es war ein herrlicher Frühsommertag, an dem man Urlaub machen sollte. Auch war es schwer vorstellbar, daß dieser Tag durch eine dämonische Atmosphäre vergiftet werden sollte.

Die Straße endete zwar nicht, aber sie mündete in einen mit Schotter und Split bedeckten Weg, der schon etwas von der Nähe des Steinbruchs ahnen ließ.

Der Boden war hart geworden. Kein sumpfiges Gelände mehr.

Zugleich nahm auch der Bewuchs an Dichte zu. Die Sträucher

standen so eng beieinander, daß sie sich mit ihren Zweigen gegenseitig umarmten. Das war alles ineinander verschlungen.

Dann senkte sich der Weg. Es hatte schon einige Zeit nicht mehr geregnet, die Reifen des Rovers wirbelten Staubwolken hoch, die unsere Reise begleiteten.

Von einem Steinbruch war nichts mehr zu sehen. Die Natur hatte sich mittlerweile so weit ausgebreitet, daß die Reste überwuchert worden waren. Hin und wieder nur schimmerten die grauen, zackigen und rissigen Steinwände durch.

Noch eine letzte Kurve, dann hatten wir das Tal erreicht. »Fahr doch mal langsamer«, sagte Suko, der sich nach links gedrückt hatte und aus dem Fenster schaute.

»Was ist denn?«

»Wenn mich nicht alles täuscht, malen sich hier Reifenspuren ab.«

»Klar, der Schäfer hat von einem Bus gesprochen, der die Typen herbringt.«

»Okay, wir sind jedenfalls richtig.«

Mit dem Rover folgten wir den Spuren und dem Weg. Wir sahen die Wurzeln karger Bäume, die sich an den Hängen wie Greifarme festklammerten. Hohes Unkraut bildete einen Sichtschirm; die Wände warfen Schatten wie auch der Tempel, der plötzlich vor uns erschien.

Da sich der ehemalige Steinbruch geweitet hatte, besaß das Bauwerk genügend Platz.

Ich ließ den Rover in einer Lücke rechts neben dem Tempel ausrollen und stieg aus.

Suko stand schon draußen, schüttelte den Kopf und sagte: »Damit hätte ich nie gerechnet.«

»Ich auch nicht.«

Es war eine Gegend, die uns vorkam, als wäre sie nicht existent, sondern nur auf ein Bild gemalt, vor dem wir standen und es anstarrten. Daß hier etwas Fremdes lauerte, stellte ich sehr bald fest, denn ich fühlte mich schon wie ein Medium.

Vielleicht war die Farbe des Gesteins früher einmal heller gewesen, jetzt jedenfalls war sie es nicht mehr. Die Außenseite des Tempels zeigte ein dunkles, düsteres Grau und mir fiel noch auf, daß sich innerhalb der Mauern keine Fenster befanden.

Er stand da wie ein Klotz, war an der rechten Seite etwas angeschrägt, so daß er nicht ganz so wuchtig wirkte.

So konnte auch ein Mausoleum aussehen oder ein anderes Riesengrab. Suko schaute mich von der Seite her an, weil ihm mein Blick nicht gefallen hatte.

»Hast du was, John?«

»Sag bloß, du spürst nichts.«

»Doch, aber ich kann es nicht erklären.«

»Ich auch nicht.«
»Es ist das Fluidum«, flüsterte mein Partner. »Hier lauert etwas, das ich nicht in den Griff bekomme. Wir sollten uns das Häuschen mal von innen anschauen.«
»Wäre nicht schlecht.«
Eine Eingangstür konnten wir sehen. Sie befand sich an der Frontseite des Gebäudes und schimmerte, als bestünde sie aus Metall.
Das war auch so. Jemand hatte die Tür mit einem Metallbeschlag versehen und auch ein entsprechendes Schloß basteln lassen, das wir mit unseren Mitteln nicht aufbrechen konnten.
Zwar besaß Suko ein wirklich gutes Einbrecherwerkzeug, nur mit diesem alten Schloß kamen wir nicht zurecht.
»Da müßten wir wohl warten, bis sie kommen«, sagte Suko und hob die Schultern.
»Das scheint mir auch so.«
»Ich fahre mal den Wagen so weg, daß man ihn nicht sofort entdecken kann.«
»Tu das.« Ich sprach automatisch, während ich darüber nachdachte, was mich hier so störte.
Es war einfach das Fluidum, das die Mauern dieses Tempels ausstrahlten. Der Begriff einer heidnischen Kultstätte kam mir in den Sinn. Sogar in den letzten Sekunden hatte sich etwas verändert. Die Luft kam mir glasig vor.
Glasig und wärmer…
Aber das konnte nicht sein. Die Temperatur blieb normalerweise konstant, die nahm nicht innerhalb von fünf oder zehn Minuten derart spürbar zu.
Ich dachte an mein Kreuz, das vor der Brust hing, und holte es hervor. Das Metall hatte sich erwärmt. Also stimmte mein Gefühl.
Ich kannte jedenfalls kein besseres Warngerät, was die Schwarze Magie anging, als den silbernen Talisman.
Wieder wehte mir der warme Wind in das Gesicht. Er konnte ja nur von vorn kommen, aber dort deckten mich die Mauern ab.
Sie waren noch da und waren es gleichzeitig nicht, denn sie hatten sich verändert.
Erst wollte ich es nicht glauben. Der Eindruck, vor einem Bild zu stehen, verstärkte sich noch mehr.
Nur war diesmal das Bild durchlässig, denn ich schaute durch die Mauern und sah eine völlig andere Szenerie.
Eine wellige Weite, wie sie nur in der Wüste vorkam. Sanddünen, wohin ich schaute, bis auf den Gegenstand, der aus dem Sand hervorwuchs und aussah wie eine Altarplatte, die an ihrer hinteren Seite mit einer langen, in die Höhe weisenden, viereckigen Säule versehen war.

Das Bild verschwamm, als der Wind auffrischte, Sand hochtrieb, den ich sogar spürte, denn die Körner wehten gegen meine Gesichtshaut. Natürlich dachte ich über das Phänomen nach und ging davon aus, daß ich vor einem transzendentalen Tor stand, einem Eingang zu einer Welt oder Dimension. Eine zweite oder dritte Erklärung gab es nicht.

Der Sand war da. Die Weite der Wüste wirkte wie erstarrt. Aber die Wellen bewegten sich.

Dafür sorgte nicht nur der Wind. Von innen her wurden die Dünen bewegt und entließen das, was sie bisher verborgen gehalten hatten.

Zwei bleiche Skelette!

Ich konnte es nicht fassen, denn dies hier gehörte zu dem Unheimlichsten, was mir je untergekommen war. Vielleicht lag es auch daran, daß ich mit einer derartigen Wende des Geschehens nicht gerechnet hatte. Hinzu kam dieser Eingang in eine andere, fremde Welt, der sich plötzlich geöffnet hatte, obwohl ich vor den Mauern des alten Tempels stand.

Die Gerippe sahen ungewöhnlich aus. Wüstenbleich, eines trug einen Helm auf dem Kopf. Er sah aus wie ein halber Topfdeckel. Der runde Schild sicherte den Knöchernen an der linken Seite. In der rechten Hand hielt das Gebilde ein Schwert, das ebenfalls mit einer bleichen Klinge versehen war.

Auch das zweite Skelett zeigte diese schwertähnliche Bewaffnung. Alles wirkte fahl, als hätte jemand die Szenerie mit bleichen Farben angepinselt.

Die beiden Skelette schritten versetzt, aber in dieselbe Richtung.

Wenn sie diese beibehielten, würden sie genau auf mich zukommen, falls es ihnen überhaupt gelang, ihre Welt zu verlassen.

Die Mauern des Tempels waren zwar noch vorhanden, nur wirkten sie jetzt gläsern. Manchmal erinnerten sie mich an eine große Mattscheibe, auf der sich alles abspielte.

Würden die Knöchernen ihre Welt verlassen und in die andere Dimension hineintreten können?

Ich hoffte es stark. Möglicherweise erfuhr ich durch sie mehr über Dinge, die mit diesem geheimnisvollen Tempel zusammenhingen.

Meine Hoffnung schwand.

Vor mir verdüsterte sich das Bild. Ich hatte den Eindruck, als wäre jemand dabei, von allen vier Seiten Schatten auf die Szenerie zu schieben, damit sie überdeckt wurde.

Möglicherweise hatte mein Kreuz die Gerippe gelockt. Das war nun vorbei. Mein Kreuz leuchtete nicht, es strahlte keine Magie ab, aber die Welt, die es aufgebaut hatte, sank allmählich zusammen und die Normalität kristallisierte sich wieder hervor.

Graue, dunkle Mauern. Mächtig und sehr schwer zu zerstören.

Eine gewaltige Anlage, eine Mischung aus Kirche und Tempel.

Auch die letzten Szenen verloschen. Mir kam es vor, als würden die Mauern des Tempels das Bild wieder verschlucken.

Vor mir stand wieder der alte Klotz. Rechteckig, dabei leicht angeschrägt, gedeckt von den Wänden des Steinbruchs, von Krüppelbäumen, hohem Unkraut und Büschen.

Hinter mir hörte ich Schritte. Ich drehte mich um und sah Suko kommen. »So, den Wagen habe ich etwas abseits geparkt.«

»Wie schön.«

Er schaute mich irritiert an. Der Ton meiner Antwort hatte ihm wohl nicht gefallen. »Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?«

»Nein, eine Laus nicht.« Ich schaute nachdenklich gegen die Mauern. »Ich habe nur eben einen Blick in die andere Zeit oder eine andere Welt werfen können.«

»Ach ja.«

Suko glaubte mir nicht. Er blieb vor mir stehen und legte seine Hand gegen meine Stirn. »Ist dir die Wärme nicht bekommen?«

»Hör auf, das ist kein Witz.«

Suko sah, daß es mir ernst war und entschuldigte sich.

Ich hielt das Kreuz hoch. »Möglicherweise lag es daran, ich bin allerdings nicht sicher.«

»Okay, was ist tatsächlich geschehen?«

»Das mit der anderen Welt stimmt. Die Mauern öffneten sich meinen Blicken, sie wurden glasig. Ich schaute in eine Welt, die man als Wüste ansehen konnte.« Dann berichtete ich meinem Freund, was ich alles gesehen hatte. Sukos Augen nahmen an Größe zu.

Der Ausdruck wechselte zu einem gewissen Unglauben.

»Wie du habe ich auch ausgesehen, Alter. Dieser komische Tempel ist tatsächlich ein Tor zu einer anderen Dimension. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Er strich über sein Haar. »Und weshalb hat es sich ausgerechnet dir geöffnet?«

»Das frage ich mich auch. Die Antwort ist jedoch reine Spekulation, wie ich meine.« Ich hielt das Kreuz hoch. »Deshalb nehme ich an. Das Kreuz muß eine Gegenkraft aufgebaut haben, die stark genug gewesen ist, den Weg zu öffnen.«

Mein Freund lächelte knapp. »Ich nehme es hin. Aber aktiviert hast du es nicht?«

»Nein!«

»Und die beiden Bleichen?«

Ich hob die Schultern. »Was sie genau damit zu tun gehabt haben, kann ich dir auch nicht sagen. Jedenfalls waren sie vorhanden. Sie krochen aus dem Sand und kamen in meine Richtung. Dann verlosch der Zauber. Sie waren verschwunden.«

»Das ist mehr als ungewöhnlich.« Suko schabte mit dem

ausgestreckten Daumen seine Nackenhaare hoch. »Lösten sie sich auf?«

»Nein, nur das Bild verschwand.«

»Weshalb bist du nicht in die andere Welt hineingegangen?«

»Gute Frage.« Ich lachte auf. »Angst war es wohl nicht. Vielleicht lag es daran, daß ich wohl zu sehr überrascht worden bin. Ich weiß es nicht. Oder die Zeit war zu knapp, das kann auch sein. Jedenfalls hat uns dieser Peter auf die richtige Spur gebracht. Und das alles für zwei Pfund«, fügte ich sarkastisch hinzu.

»Wir müssen warten.«

»Richtig. Wenn alles so weiterläuft, müßten die Leute bei Einbruch der Dämmerung eintreffen. Dann bin ich gespannt, ob der Weg in die andere Welt wieder frei wird…«

Suko hörte nicht hin. Er hatte an mir vorbeigeschaut und tippte mir plötzlich auf die Schulter. »Dreh dich mal um!«

Wenn er so redete, war etwas im Busch.

Dieser Vergleich traf sogar direkt zu, denn innerhalb der in der Nähe wachsenden Büsche sahen wir eine Bewegung. Dort hatte sich jemand verborgen. Nur waren es keine normalen Menschen, sondern die beiden Wesen, die mir schon in der anderen Dimension aufgefallen waren.

Zwei Skelette krochen hervor…

***

Ich war baff, platt, erstaunt. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht.

Plötzlich war mein Hals trocken geworden, als hätten die Knöchernen noch den Wüstensand einer anderen Dimension und Zeit mitgebracht. Ich fröstelte, mein Atem ging schnell und hastig, und ich schielte auf das Kreuz in meiner linken Hand.

Es erwärmte sich nicht, strahlte auch nicht auf. Vielleicht mußten wir deshalb davon ausgehen, daß die Knöchernen im Augenblick keine Gefahr darstellten, obwohl sie bewaffnet waren.

»Das ist ein Ding«, flüsterte Suko. »Und nun?«

»Wir werden sehen.«

Das erste Gerippe hatte die Deckung verlassen und kam auf uns zu. Es war der Knöcherne mit seinem Rundschild. Ich besah ihn mir jetzt aus der Nähe. Schon beim Hineinblicken in die andere Dimension war mir die Bleichheit der Knochen aufgefallen. Das bekam ich nun bestätigt. Normale Gerippe, auch die durch Magie zum Leben erweckten, besaßen auf ihren Knochen zumeist einen matten, gelblichen Schleier. Das war bei diesen hier nicht der Fall. Ihre Gebeine wirkten stumpf, als wären sie zuvor mit Schmirgelpapier bearbeitet worden. Die Knochen waren bleich und zerbrechlich. Der

Stahlhelm auf dem Knochenschädel wirkte irgendwie lächerlich, nur war uns beiden das Lachen vergangen.

Wir starrten ihnen entgegen.

Das erste Skelett war stehengeblieben. Es bewegte seine rechte Knochenhand und damit auch das Schwert.

Mein erster Eindruck hatte mich nicht getäuscht. Die Waffe bestand nicht aus Stahl. Eine bleiche Klinge, wie von einem großen Tierknochen abgehackt und entsprechend bearbeitet, stach vom Griff der Waffe aus in die Höhe.

Solch eine Waffe trug auch der zweite Knöcherne, der soeben die letzten, hinderlichen Zweige eines Buschs zur Seite schob und nun freie Bahn hatte.

Daß sie keine Freunde von uns waren, lag auf der Hand. Aus diesem Grunde zog ich sicherheitshalber die Beretta, und mein Partner griff zu seiner Dämonenpeitsche. Er schlug den berühmten Kreis, die drei Riemen rutschten aus der Öffnung, aber es war nicht nötig, daß wir uns gegen die Knöchernen wehrten.

Sie gingen nicht mehr weiter.

Als befände sich zwischen uns und ihnen eine trennende Mauer, so blieben sie stehen und richteten ihre fleisch- und hautlosen Gesichter auf uns. Die Augenhöhlen waren leer. Ich hatte bei anderen Skeletten schon erlebt, daß sie anfingen zu glühen, hier aber tat sich nichts.

Sie gingen auch nicht weiter, denn sie kamen mir vor, als würden sie noch darüber nachdenken, was sie jetzt tun sollten.

Ich ging auf sie zu.

Einen Schritt, den nächsten.

Jetzt hätten sie eigentlich eine kampfbereite Haltung annehmen müssen. Etwas völlig Überraschendes passierte.

Ein Zucken rann durch beide Knochengebilde gleichzeitig. Sie sahen aus, als würde sämtliche Kraft aus ihren Körpern strömen. Die Gebeine wurden noch bleicher und zerbrechlicher, und im nächsten Augenblick passierte es.

Zugleich brachen die Skelette zusammen!

Wir hörten zunächst das leise Knacken, dann ein rieselndes Geräusch, als hätte jemand von oben her Sand auf den Boden geworfen. Sand war es nicht, sondern das Knochenmehl der Skelette, die vor unseren Augen zusammenbrachen und als dünne Staubwolken liegenblieben. Selbst der Helm, die Schwerter und der Schild hatten sich aufgelöst.

»Das soll mir mal einer erklären«, sagte Suko und lachte dabei.

»Kannst du das?«

»Kaum.«

»Ich habe das Gefühl, als hätten die beiden die Luft in unserer Welt nicht vertragen.«

»Klar, Umweltverschmutzung.«

»Aber eine magische.«
Ich ging auf die Staubhäufchen zu, bückte mich und schob meine gespreizten Finger hinein.
Die Reste waren sehr dünn. Körner rieselten kaum durch die Lücken zwischen meinen Fingern. Als ich den Staub wieder aus der Handfläche kippte, wurde er vom Wind erfaßt und weggeweht.
»Bist du jetzt schlauer, John?«
»Nein.«
»Es wäre wirklich interessant zu sehen, ob sich das wiederholen läßt, was du gesehen hast.«
Ich erhob mich und starrte gegen die Tempelmauern. »Vielleicht habe ich gerade einen günstigen Zeitpunkt getroffen. Da reagierte eben die Kraft meines Kreuzes und ließ die Mauern des Tempels durchsichtig werden. Wann das wieder eintritt, weiß keiner von uns.«
»Also warten wir auf die Mannschaft.«
»Es wird uns doch wohl nichts anderes übrigbleiben. Keine Fenster, das Schloß bekommen wir auch nicht geöffnet.« Ich hob die Schultern. »Wir sind ziemlich im Hintertreffen.«
»Es sieht so aus.«
Ich umrundete den Tempel. Nicht einmal eine Luke sah ich in der Mauer. Es gab keine Öffnung, durch die Licht in den düsteren Tempel hätte fallen können.
Suko hatte auf mich gewartet. Sein besorgter Blick galt dem Himmel, wo sich die Sonne hinter aufziehenden, grauen Wolkenbänken versteckt hielt. Es war schwüler geworden, die Luft drückte.
Das sah nach einem Gewitter aus.
»Wo sollen wir warten?«
»Verstecke gibt es genug. Wir können ja hinter die Büsche kriechen.« Ich gähnte.
»Müde bist du auch noch?«
»Klar, schließlich bin ich Beamter.«
»Gut«, sagte Suko. »Dann werde ich die erste Wache übernehmen. Ich gönne dir deinen Schlaf.«
»Wie großzügig.« Ich schlug Suko auf die Schulter.
»Ja, ja«, stöhnte er, »was tut man nicht alles für einen guten Freund, nicht wahr?«
»Du sagst es, Alter…«

***

Geschlafen hatte ich zuerst sehr unruhig, war immer hochgeschreckt, doch die nächste Phase lief besser. Vielleicht trug die Schwüle daran die Schuld. Ich sackte in einen Tiefschlaf, aus dem ich erst erwachte, als Suko mich an der Schulter rüttelte.
»Willst du denn überhaupt nicht mehr wach werden?« fragte er

vorwurfsvoll.

Ich schreckte hoch, gab einen komischen Laut ab und schaute mich verwirrt um. Im ersten Moment wußte ich tatsächlich nicht, wo ich mich befand, mein Gehirn kam mir blutleer vor, ich mußte erst mal richtig nachdenken.

»Wieder wach?« fragte Suko.

Ich wischte über mein Gesicht, auf dessen Haut sich der kalte Schweiß gelegt hatte. »Meine Güte, ich habe geschlafen wie…«

»Ein Toter!«

»So ungefähr.«

Erst jetzt stellte ich fest, daß mich die Zeit tatsächlich erfrischt hatte. Der Kreislauf arbeitete wieder normal, die Gedanken spulten weiter, und ich wußte auch, weshalb wir hier lagen.

»Gibt es was Neues?«

»Nein.« Suko schüttelte den Kopf. »Nur daß sich der Himmel noch mehr verdichtet hat und die Sonne fast völlig verschwunden ist. Es wird schwüler.«

»Ja, und das im Mai.« Ich schaute in die Höhe. Über uns lagen die Wolken wie Flächen aus Blei. Irgendwo dahinter stand die Sonne.

Sie war mehr zu ahnen, als zu sehen, weil sie einen Fleck bildete.

Dennoch kamen ihre Strahlen irgendwie durch. Die Luft hatte sich noch weiter aufgeheizt. Sie war mit der in einem Treibhaus zu vergleichen. Von irgendwoher wehte ein fauliger Duft an unsere Nasen. Der nicht weit entfernte Sumpf gab diesen Gestank ab.

Suko hatte bereits sein Plätzchen im dicken Gras gefunden und sich ausgestreckt. »Schlaf nur nicht ein«, warnte er mich.

»Keine Sorge, du schnarchst so laut, daß ich erst gar nicht in die Versuchung komme.«

»Das will ich dir auch geraten haben.«

Dem Inspektor erging es wie mir. Kaum lag er lang, fielen ihm schon die Augen zu.

Wir hatten uns einen Platz ausgesucht, der relativ hoch lag. Das heißt, wir konnten sogar noch über das Dach des Tempels hinwegschauen und würden auch erkennen können, wenn sich jemand näherte, wobei wir davon ausgingen, daß es sich um einen Bus handelte, der die ungewöhnliche Art von Gläubigen transportierte.

Wir selbst waren hinter einer dichten Buschreihe in Deckung gegangen. Es gab allerdings genügend Zwischenräume, um hindurchschauen zu können. Nicht nur den Platz vor dem Tempel konnten wir einsehen, auch die Umgebung lag frei vor unseren Blicken.

Wichtig war auch ein Teil des Weges, über den wir gekommen waren.

Ich hatte einen mit Moos überwucherten Felsblock gefunden, den ich

beim Sitzen als Rückenlehne benutzte. Suko schlief längst. Er schnarchte zwar, aber das Geräusch ließ sich gerade noch verkraften.

Wenn man auf etwas wartet, dann kommt einem die Zeit immer doppelt oder dreifach so lange vor.

Mir erging es nicht anders. Die Sekunden dehnten sich, sie wurden zu Kaugummi, hinzu kam die warme Luft. Ich sah auch Mückenschwärme tanzen, wurde hin und wieder gestochen, allerdings nicht so schlimm wie bei meinem letzten Fall, der mich in die Sümpfe Louisianas geführt hatte.

Diese Gegend schien wirklich von allem verlassen zu sein. Freiwillig besuchte sie niemand. Auch der Schäfer blieb mit seiner Herde auf anderen Weideflächen.

Manchmal erreichte mich ein sanfter Windhauch. Er brachte die fauligen Gerüche des Sumpfes mit, aber auch den Blütengeruch der weiten und herrlichen Wiesen.

Ich hatte die Beine ausgestreckt. Einige Käfer fanden ihren Weg über den Stoff meiner Hosenbeine.

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

Der Nachmittag war vorbei, wir näherten uns dem Abend. Bis gegen 21.00 Uhr würde es hell bleiben, also noch gut eineinhalb bis zwei Stunden. In dieser Zeit würde sich etwas tun.

An die Stille hatte ich mich längst gewöhnt. Das Summen der Insekten fiel mir längst nicht mehr auf. Ich war eins mit der Natur geworden und kam mir vor wie jemand, der schon immer hier gelebt hatte.

Bis mich etwas störte!

Es war ein Geräusch, das einfach nicht in die übrige Kulisse paßte.

Zuerst gelang es mir nicht, es zu identifizieren, bis ich das Brummen erkannte und davon ausging, daß es sich dabei nur um ein Fahrzeug handeln konnte.

War das der Bus?

Ich stand auf. Die Glieder waren vom langen Sitzen steif geworden. Als ich mich streckte, glitt mein Blick in die Richtung, aus der ich das Brummen vernommen hatte.

Ein Fahrzeug entdeckte ich leider nicht. Noch etwas fiel mir auf.

Das Geräusch verstärkte sich nicht. Eigentlich hätte es längst lauter werden müssen, wenn sich der Wagen dem Tempel genähert hätte.

Statt dessen wurde es immer leiser und war dann gar nicht mehr zu hören.

Das gefiel mir nicht.

Zwar hatte ich keinen Beweis dafür, ich glaubte dennoch daran, daß dieses irgendwo parkende Fahrzeug mit unserem Fall zu tun hatte. Um Suko zu wecken, hielt ich ihm die Nase zu.

Er protestierte mit grunzenden Lauten, war aber Sekunden später voll

da und schnellte förmlich hoch.
»Ist was?«
»Noch nicht.«
Er rieb seine Augen. »Dann hättest du mich auch schlafen lassen können.«
»Wahrscheinlich sind sie gekommen.«
Suko wollte zum Rand der steilen Böschung, weil er von dort den Platz vor dem Tempel einsehen konnte, aber ich hielt meinen Freund zurück. »Nein, da nicht. Wenn sie es wirklich gewesen sind, dann haben sie ganz woanders geparkt.«
»Und wo?«
Ich wies in die entsprechende Richtung.
Suko schaute mich skeptisch an. »Hast du wenigstens etwas gesehen?«
»Nein, nur gehört. Der Klang eines Motors. Er war sogar ziemlich laut, kein Geräusch von einem Pkw.«
»Also ein Bus?«
»Kann sein.«
»Sollen wir hin?«
»Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben. Allerdings frage ich mich, aus welch einem Grund die Leute nicht bis vor die Anlage gefahren sind?«
»Vielleicht wollten sie nicht?«
»Okay, laß uns gehen!«
Da ich mir die Richtung gemerkt hatte, übernahm ich auch die Führung. Wir blieben auf der Böschung, denn von hier hatten wir die beste Übersicht. Im Leben ist man vor Überraschungen nie sicher. Auch uns passierte so etwas, denn plötzlich vernahmen wir beide das Geräusch des Motors, und diesmal verstärkte es sich.
»Der kommt auf uns zu«, flüsterte Suko.
Um auf den Weg hinabschauen zu können, mußten wir an den Rand der Böschung. Sie war mit zahlreichen Büschen bewachsen, die einen Durchblick erschwerten.
Wir kämpften uns vor, wichen zurückpeitschenden Zweigen aus, und ich kletterte auf einen der schräg wachsenden Krüppelbäume, die fast im rechten Winkel zur Böschung standen.
Von dort aus konnte ich den schmalen Weg gut beobachten. Der Bus mußte von links kommen.
Zu sehen war er noch nicht, aber er wühlte sich durch die Enge, berührte dabei mit seiner Außenseite die weit vorstehenden Zweige, die dadurch in tanzende Bewegungen gerieten.
Deshalb konnten wir auch den Weg des Fahrzeugs gut verfolgen.
Plötzlich tauchte es auf.
Wären nicht die helleren Scheiben gewesen, so hätte es sich in seiner

grünen Tarnfarbe der Umgebung so angeglichen, daß es schwer war, ihn zu entdecken.

Der grün gestrichene Bus mit der flachen Vorderfront wurde von einem Fahrer in Richtung Tempel gelenkt.

Suko und ich staunten beide, denn wir konnten erkennen, daß niemand mehr darin saß.

»Die sind ausgestiegen«, sagte der Inspektor.

Ich widersprach nicht, grübelte aber über den Grund nach. Ohne Motiv war das bestimmt nicht geschehen.

Der Bus passierte uns. Er brauchte nicht mehr weit zu fahren, um sein Ziel zu erreichen, wo gerade noch soviel Platz vorhanden war, daß der Fahrer drehen konnte.

Wir hielten uns nicht mehr länger an unseren luftigen Beobachtungsplätzen auf und kletterten an der steinigen Schräge in die Tiefe. Geduckt huschten wir auf den Bus zu und erreichten ihn, als der Fahrer den Motor ausstellte.

Er hatte uns natürlich gesehen, stieg aus und zündete sich erst mal eine Zigarre an. Den Qualm paffte er uns entgegen. »Wer sind Sie denn?« fragte er.

»Zwei, die etwas wissen wollen«, erwiderte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Weshalb seid ihr nicht dort ausgestiegen, wo auch die anderen den Bus verlassen haben?«

»Das ging nicht.«

»Wieso?«

»Wir saßen nicht darin.«

»Ach.« Er ließ die rechte Hand mit der Zigarre sinken. Der Mann war kräftig, trug ein rotes T-Shirt, das sich über seinen Kugelbauch spannte. »Ihr wart nicht im Bus?«

»Nein«, sagte Suko jetzt. »Das haben Sie doch gehört. Wir gehören auch nicht zu der Gruppe.«

»Das sieht man schon.«

»Woran?«

»Ihr tragt eben nicht die komischen Säcke wie die anderen.«

»Welche Säcke?«

Er schnippte Asche ab. »Na, die Umhänge oder Kutten. Ist mir auch egal.«

Ich nickte ihm zu. »Okay, kommen wir zur Sache. Weshalb haben Sie hier geparkt?«

»Darüber brauche ich euch keine Rechenschaft ablegen!« Seine Antwort klang wütend.

»Im Prinzip haben Sie recht, Mister. Nur ist es in unserem Fall etwas anderes.«

»Tatsächlich?«

Ich hatte, ebenso wie Suko, den Ausweis hervorgeholt und

präsentierte ihm das Dokument.
»Sind die echt?« fragte er.
»Sie können ja hineinbeißen und es testen.«
Er winkte ab. »Danke, ich verzichte.« Dann nickte er. »Sogar Scotland Yard. Okay, was habe ich verbrochen.«
»Sie nichts. Es geht um die Passagiere.«
»Diese Spinner?«
»Spinnen die tatsächlich?« fragte Suko.
Der Fahrer saugte an seiner Zigarre und paffte zwei, drei graue Wolken. »Für mich spinnen die. Sie glauben gar nicht, wie verrückt die sind. Haben mich engagiert, um sie in diese komische Gegend zu fahren.« Er deutete auf den Tempel. »Da treffen sie sich.«
»Und was machen sie dort?«
»Keine Ahnung. Ich war nicht dabei. Ich warte nur und lade sie wieder ein.«
»Hier?« fragte ich.
»Ja.«
»Wo bringen Sie die Leute dann hin?«
»Die wohnen in der Umgebung von St. Austeil. Das sind komische Heilige, kann ich Ihnen sagen.«
»Haben Sie sich noch nie Gedanken darüber gemacht, was hinter der Gruppe steckt?«
»Doch, schon. Das sind Mitglieder irgendeiner Sekte.« Er stieß die Zigarre gegen mich. »Aber was wollen Sie? Ich werde ausgezeichnet für meinen Job bezahlt. Als kleiner Unternehmer hat man es heutzutage schwer. Durch die Typen habe ich meinen Bus jeden Tag ausgebucht.«
»Sie werden also hier den Tempel verlassen?«
»Ja, Sir!«
»Und wo betreten sie ihn?«
»An einer anderen Stelle. Da fahre ich sie immer hin. Hier warte ich dann bis tief in die Nacht.«
»Wo finden wir die Stelle?«
»Da müssen Sie etwas laufen.«
»Sie können ja mitgehen.«
Begeistert von meinem Vorschlag war er nicht, das sahen wir seinem Gesicht an. Er wollte sich auch nicht dagegenstellen, hob die Schultern und sagte: »Meinetwegen. Nur kriegen Sie mich in den komischen Bau nicht hinein.«
»Das ist klar, Sie brauchen es auch nicht.«
Er hob die Schultern, klemmte sich die Zigarre zwischen die Lippen und setzte sich sogar als erster in Bewegung. Wir gingen den Weg zurück, den wir auch gekommen waren.
Irgendwann bogen wir nach links ab. Und zwar dort, wo der

Steinbruch begann. Ein schmaler Pfad öffnete sich vor uns. Er führte durch dicht bewachsenes Gelände und traf auf einen Weg, der von den Reifenspuren des Busses gezeichnet war.

»Gleich sind wir da«, sagte der Fahrer und deutete auf eine Böschung. »Hier müssen Sie rein.«

»In die Böschung?« fragte ich.

»Klar.«

»Und wie?« wollte Suko wissen.

Der Fahrer lachte leise. »Das ist gut getarnt, wirklich. Die Böschung ist an einer bestimmten Stelle mit einem künstlichen Rasen bedeckt. Er hebt sich nicht von den anderen Flächen ab. Man muß schon wissen, wo er sich…«

»Und Sie wissen es?« unterbrach Suko ihn.

»Nicht genau…«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

Der Mann verzog den Mund. »Ehrlich gesagt, wohl ist mir bei der Sache nicht. Wenn die mich erwischen oder merken, daß ich sie verraten habe, kann ich stempeln gehen, weil ich dann meinen Job los bin.«

»Machen Sie schon!«

»Weil sie es sind.«

Wir folgten ihm, als er an die Böschung herantrat, sie mit beiden Händen untersuchte. Die Finger glitten durch das saftige Gras, sie tasteten nach einem Kontakt, der uns den Weg öffnen sollte.

»Ja, hier!« In seiner gebückten Haltung blieb er stehen, den rechten Arm leicht gespreizt. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper, als er etwas anhob.

Es war eine rechteckige Eisenklappe. Man hatte sie wirklich voll in die Schräge integriert und künstlichen Rasen darüber gelegt. Nur wer sich auskannte, der konnte auch den Griff finden.

Durch das gut geölte Gelenk konnte die Klappe leicht in die Höhe gedrückt werden. Vor uns und in die Böschung gebaut, befand sich der viereckige Einstieg.

»Da müssen Sie rein.«

»Das werden wir auch. Sie können die Klappe wieder hinter uns schließen, Mister!«

»Wirklich?«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

»Okay, Ihr Problem. Bin gespannt, was diese Nacht noch alles ergibt.«

Ich hatte mich schon gebückt und drehte jetzt noch einmal den Kopf. »Wissen Sie, Mister, es wäre besser, wenn Sie mit dem Bus verschwinden würden, wir können nämlich für nichts garantieren.«

»Ach, das werde ich schon schaukeln.«

»Wie Sie meinen.«

Es führten weder eine Leiter noch irgendwelche Trittflächen in die Tiefe. Wir konnten normal in die unterirdische Welt hineingehen.

»Wissen Sie auch, wo wir genau herauskommen?« fragte Suko zum Abschied.

»Bestimmt im Tempel.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

Ich war schon vorgegangen, behielt die gebückte Haltung bei und hatte auch die schmale Lampe aus der Tasche gezogen. Noch einmal drehte ich mich um. Der Fahrer hatte die Klappe bereits wieder angehoben und gekippt. Schwungvoll ließ er sie wieder zufallen.

Uns verschluckte der stockdunkle Stollen und die Unterwelt dieser Gegend.

Ich knipste die Lampe noch nicht an. Sukos lautes Atmen bewies mir, daß er dicht neben mir stand.

Wir kannten das Spiel und konzentrierten uns auf die Umgebung.

Nichts war zu hören. Die Männer und Frauen mußten ihren Tempel bereits erreicht haben.

»Hoffentlich spielt der Fahrer nicht falsch«, wisperte mein Freund. »Stell dir mal vor, der warnt die anderen.«

»Das will ich ihm nicht raten.«

»Trau schau wem…«

Nebeneinander schritten wir tiefer in die Dunkelheit. Der Boden war weich und lehmig. Manchmal stolperten wir über irgendwelche Steine und riskierten es schließlich, die kleinen Lampen einzuschalten.

Den straff gebündelten Strahl allerdings deckten wir mit unseren Handflächen teilweise zu, so daß er wolkenartig die nähere Umgebung erhellte.

Stolperfallen jedenfalls waren jetzt früh genug auszumachen. Der Stollen änderte sich in seiner Höhe nicht. Allerdings in der Breite.

Mal wuchsen die Wände dichter zusammen, dann hatten wir wieder mehr Platz.

Die Luft war muffig. Wenn ich tief durchatmete, hatte ich sogar den Eindruck, sie trinken zu können, so sehr war sie zudem mit einer gewissen Feuchtigkeit angereichert.

Auf unserer Haut lag der kalte Schweiß. In meinem Nacken hatte er sich zu Perlen gesammelt. Die einzigen Lebewesen hier unten waren wir nicht. Manchmal huschten Wühlmäuse aus dem Schein der Lampen weg, um sich zu verstecken. Auch Käfer und anderes Getier krabbelte an den Wänden.

Ich versuchte auszurechnen, wie weit die Strecke wohl war, die wir zurücklegen mußten. Da wir uns in einem anderen Winkel auf das Ziel zubewegten, kürzten wir entsprechend ab. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis wir das Ende des Stollens erreicht hatten.

Hier sahen wir die Tür.

Sie bestand aus Holz, hing etwas schief in den Angeln und sah ziemlich morsch aus.

Durch den unteren Spalt drang ein hellerer Streifen, der vor unseren Fußspitzen zerfaserte.

Es war kein Licht, das von einer Lampe abgegeben wurde, dafür war es einfach zu unruhig. Als Quelle dienten wahrscheinlich Kerzen oder Fackeln. Da uns niemand erwartete, konnten wir auf Nummer Sicher gehen und leuchteten die Tür ab. Das Schloß sah, im Gegensatz zu dem am normalen Eingang, primitiv aus. Das würden wir knacken können, falls die Tür nicht offen war.

Suko lächelte. »Sieht nicht schlecht aus, wir…« Er sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich hörten wir den Gesang.

Es gibt Gesänge und Choräle, die klingen so feierlich, daß manche Kirchgänger eine Gänsehaut davon bekommen.

Der Gesang, der unsere Ohren erreichte, klang anders. Nicht festlich oder feierlich, mehr dumpf und wallend. Beinahe drohend vorgetragen, als wollten die Männer und Frauen hinter der Tür etwas beschwören.

»Was sagst du?« fragte ich Suko.

»Die scheinen mit ihrem Ritual begonnen zu haben.«

»Glaube ich auch. Da sind wir gerade richtig.« Suko sah mein blasses Gesicht und die Gänsehaut.

»Was hast du?«

»Das kann ich dir nicht genau erklären, aber ich habe das Gefühl, als würde auf uns eine verdammte Überraschung warten.«

Er hob die Schultern. »Aber du willst nicht kneifen?«

»Im Gegenteil.«

»Okay, dann geh mal vor.«

Ich legte meine rechte Hand auf das kühle Metall der schwarzen Klinke, drückte sie nach unten und spürte jetzt schon, daß die Tür nicht verschlossen war.

Behutsam zog ich sie mir entgegen. Der Gesang hatte sich gesteigert. Ich hoffte, daß die Anwesenden sich nur darauf konzentrierten und nicht auf die Tür.

Der Spalt war groß genug, so daß ich mich hindurchzwängen konnte, den Tempel betrat und das Gefühl hatte, in eine Welt der Schatten, der unheimlichen Mächte und der Schwarzen Magie hineingeraten zu sein, denn innerhalb des Tempels lauerte das Böse…

***

Karas Nacht war durch die Alpträume sehr unruhig gewesen, und der kommende Tag brachte keine Besserung.

Sie hatte versucht, am Morgen noch etwas Schlaf nachzuholen. Es

war ihr nicht gelungen, weil plötzliche Kopfschmerzen so stark geworden waren, daß sie alles andere überstrahlten.
Myxin betrachtete seine Partnerin mit großer Sorge. »Kann ich etwas für dich tun?«
»Nein, nicht.« Sie hockte auf der Kante des Betts und schüttelte den Kopf. »In mir steckt ein Gefühl, das mir sagt, auf den Abend und die Dunkelheit zu warten.«
»Weshalb?«
»Weil sich dort möglicherweise etwas verändern kann, verstehst du?«
»Noch nicht.«
»Dann müssen wir den Abend abwarten.«
Das wollte Myxin zwar, doch er schlug vor, nicht untätig zu bleiben.
»Was meinst du denn damit?«
»Vielleicht wäre es gut, John Sinclair zu benachrichtigen. Er könnte uns möglicherweise helfen.«
»Wie denn?«
»Keine Ahnung.«
Kara winkte ab. »Nein, laß John in Ruhe! Das Problem geht mich ganz allein etwas an.«
»Mich auch.«
Sie lächelte den kleinen Magier an. »Natürlich, aber du hattest nicht die Träume.«
Myxin ließ nicht locker. »Wenn deine Träume mit Atlantis zusammenhängen, geht es mich trotzdem etwas an.«
Sie nickte. »Atlantis«, murmelte sie. »Der Weg dorthin ist zu weit und manchmal doch sehr nah.«
»Dann nimm den nahen Weg.«
»Und wie?«
»Komm mit nach draußen. Vielleicht geben uns die Flammenden Steine Auskunft.«
Sie waren etwas Besonderes. Die Steine stammten aus Atlantis und wuchsen so aus dem grünen Boden hoch, daß sie die Ecken eines Quadrats bildeten. Ihre Grundfarbe war grau. Nur wenn sie magisch aktiviert wurden, änderte sich dies.
Da erstrahlten sie plötzlich in einem dunklen, flammenden Rot.
Deshalb hatten sie auch diesen Namen bekommen.
Kara war auf der Bettkante sitzen geblieben. »Willst du nicht?« fragte Myxin.
»Ich weiß nicht, was es uns bringen soll.«
»Es ist ein Versuch. Kannst du dich nicht auf deinen Traum konzentrieren, auf das Schwert mit der goldenen Klinge, auf die atlantische Magie der Steine.«
»Ich soll die drei Dinge miteinander in Verbindung bringen.«
»Es wäre am besten.«

»Und du?«
»Sollte etwas schiefgehen, werde ich versuchen, einzugreifen. Wenn möglich, mit der Maske.«
Kara schaute den kleinen Magier zweifelnd an. Auch sein optimistisch wirkendes Lächeln konnte sie nicht aufmuntern.
»Wenn es mich betrifft, Myxin, muß ich es auch allein durchstehen.«
»Natürlich betrifft es dich. Du hast stets den gleichen Traum gehabt. Du müßtest dich allerdings auch erinnern und den Grund herausfinden können, weshalb du mit einem so schrecklichen Traum bestraft worden bist.«
»Atlantis«, flüsterte sie.
»Natürlich, die weit zurückliegende Vergangenheit. Über 10.000 Jahre immerhin…«
»Ist dir dieser schwarzhaarige Mann tatsächlich noch nie zuvor in deinem ersten Leben begegnet?«
»Nein!«
»Aber er kann trotzdem mit dir zu tun gehabt haben.«
Mit einer müde wirkenden Bewegung erhob sich Kara und winkte ebenso müde ab. »Auch wenn ich zwischen die Steine trete, glaube ich nicht, daß sich etwas ändert.«
»Dann weißt du es wenigstens.«
»Was soll ich wissen?«
»Daß die Steine mit deinen Träumen effektiv nichts zu tun haben. Das ist schon ein kleiner Erfolg.«
Kara lächelte wehmütig. »Ich habe das Gefühl, daß wir sehr bescheiden geworden sind. Denk mal an früher, als der Eiserne Engel noch da war. Wir haben nie aufgegeben, wir kämpften. Jetzt ist er weg, verschwunden, und der wird kaum wiederkehren.«
Myxin erwiderte nichts. Er kannte die Probleme ja. Dann ging er zur Tür, öffnete und bedeutete Kara, ins Freie zu treten.
Sie verließ die Blockhütte mit etwas unsicheren Schritten. Myxin beobachtete sie gespannt und sorgenvoll. Das war nicht mehr die gleiche Kara wie früher. Sie hatte sich stark verändert, als würde sie unter einem fremden Einfluß stehen.
An der Tür stoppte sie, schaute zwinkernd in das fahle Sonnenlicht, das der graue Himmel durchdrang und seine noch sehr heißen Strahlen gegen das kleine Refugium schickte, in dem die beiden lebten.
Myxin legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Was ist mit dir? Traust du dich nicht?«
Sie lächelte etwas zaghaft und wischte mit dem Handrücken über die Stirn. »Doch – schon. Nur kommt mir alles so fremd vor, weißt du?«
»Natürlich.«
Kara trat über die Schwelle. Sie verließ auch die Deckung der

hochgewachsenen Sträucher und Bäume. Das Plätschern eines kleinen Bachs, der das Gebiet praktisch teilt, drang an ihre Ohren.

Sonst hatte sie dieses Geräusch stets als beruhigend empfunden, heute nicht. Da störte es sie direkt und lenkte sie ab.

Mit angespannten Zügen und bleich im Gesicht, bewegte sie sich auf das Quadrat der Steine zu. Myxin war wieder in die Blockhütte gegangen. Er kehrte sehr schnell zurück und hielt das Schwert mit der goldenen Klinge in der Rechten.

Noch vor dem Gebiet der *flaming stones* holte er Kara ein. »Du hast etwas vergessen.«

Die Schöne aus dem Totenreich, wie Kara auch genannt wurde, drehte sich etwas schwerfällig um.

Myxin reichte ihr das Schwert. »Nimm es an dich. Es hat dich bisher immer geschützt. Du wirst es möglicherweise brauchen.«

Sie nahm es in ihre zitternde Hand und nickte. »Es ist so anders«, sagte sie.

»Wie anders?«

»Schwerer als sonst.« Kara hob die Schultern. »Mir kommt es fast vor, als würde mir die Waffe nicht mehr gehören.«

»Aber das stimmt nicht. Sie ist ein Erbe deines Vaters. Delios hat genau gewußt, weshalb er dir das Schwert und den Trank des Vergessens hinterließ.«

»Ich weiß es ja, Myxin, ich weiß es ja. Nur hat sich einiges verändert. Die Träume haben mich stärker mitgenommen, als ich zugeben will. Das mußt du mir glauben.«

»Aber du wirst es schaffen, Kara. Gemeinsam werden wir es schaffen. Wir müssen nur daran glauben.«

Sie schaute ihn an und sah trotzdem durch ihn hindurch. »Wer, Myxin, sind unsere Gegner?«

»Das weiß ich nicht genau. Jedenfalls Kräfte aus dem alten Atlantis, die überlebt haben und uns auch heute feindlich gesonnen sind.«

»Das verstehe ich alles. Aber wer ist der Schwarzhaarige mit dem stechenden Blick, der mich rettet, obwohl er mich zum Untergang oder zum Sterben verdammt hat?«

»Wir werden es herausbekommen. Vielleicht heute schon.« Myxin legte seine flache Hand gegen Karas Rücken. »Du solltest wirklich nicht mehr zögern und dich zwischen die Steine stellen, wenn dir jemand Auskunft geben kann, dann sind sie es. Aktiviere sie. Dein Schwert hilft dir dabei. Wir haben es oft getan, die Steine haben uns bisher geschützt, obwohl sie unter starken Angriffen gelitten haben. Noch stehen sie, und sie werden auch stehenbleiben, das schwöre ich dir.«

Sie sah so aus, als hätte sie gar nicht zugehört. Ihre Antwort zeugte ebenfalls davon. »Weißt du Myxin, ich habe immer wieder

nachgedacht und bin zu dem Entschluß gekommen, daß mich mit diesem Mann etwas Persönliches verbindet.«

Der kleine Magier fürchte die Stirn. »Kannst du da nicht genauer werden?«

»Ich will es versuchen. Ich glaube, daß es ein Band zwischen uns gibt, obwohl ich ihn nicht kenne.«

»Dann finde es heraus.«

»Davor habe ich Angst.«

»Kara, bitte, denk an die Steine.«

»Ja, schon gut.« Sie nickte und strich eine Welle ihrer schwarzen Haarflut zurück. Weshalb sie am Morgen das rote, lange Kleid angezogen hatte, wußte sie selbst nicht zu sagen. Sie hatte nur den inneren Drang verspürt, es zu tun. Und das Kleid besaß die gleiche Farbe, wie das, das sie im Traum getragen hatte.

Zwischen den Steinen existierten dünne Verbindungslinien, die im dicht wachsenden Gras kaum zu erkennen waren. Wer genauer hinsah, konnte sie entdecken. Die Steine strahlten ebenfalls rot, wenn sie aktiviert wurden.

Es fiel der Schönen aus dem Totenreich schwer, die letzten Schritte zurückzulegen. Sie betrat das Refugium und stellte sich dort hin, wo die Magie sich am stärksten konzentrierte.

Genau in die Mitte!

Dort blieb sie und wartete. Ihre Hände hatte sie auf den Griff des Schwerts gelegt. Die goldene Klinge berührte mit ihrer Spitze den Boden, leicht war sie dort eingedrückt.

Als wollte die Sonne ein Zeichen geben, so verschwand sie plötzlich hinter den grauen Wolken.

Stille kehrte ein. Es war sehr warm geworden. Die Luft drückte, so daß eine fast widerliche Schwüle entstanden war. Selbst die Vögel in den dichten Kronen der Bäume spürten die Veränderung und hielten sich mit ihrem Gesang zurück.

Zeit verging.

Kara konzentrierte sich. Sie kannte das Ritual, um die Magie der Steine entfachen zu können. Sie brauchte nur sehr intensiv an ein bestimmtes Ereignis zu denken und ihre Telekräfte zu bündeln, dann gingen diese über auf die Steine, die ihr oft genug das Tor zu den anderen Welten geöffnet hatten.

An diesem Tag war es nicht so.

Kara versuchte alles, sie kam irgendwie nicht zurück. Die Gedanken sollten streuen. Wenn sie es einmal schaffte, sie festzuhalten und durch das Schwert weiterzuleiten, spürte sie gleichzeitig, daß die Kraft ihren Körper verlassen wollte, die Knie anfingen zu zittern und sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Da kam ihr das Schwert als Stütze sehr zugute.

Auch Myxin hatte gesehen, daß mit seiner Partnerin etwas nicht stimmte. Seine Stimme klang besorgt, als er fragte: »Schaffst du den Sprung über die Brücke nicht?«

»Es… es ist so schwer. Ich habe das Gefühl, als wollte mich jemand daran hindern.«

»Und wer?«

»Eine andere Kraft.«

»Welche?«

»Ich… ich weiß es nicht, aber ich glaube, etwas zu hören. In weiter Ferne …«

»Was?«

Kara hob die Schultern und schluckte. »Es ist so schwer«, erklärte sie mit schleppender Stimme. »So verdammt schwer, aber…«, sie stockte kurz, »es könnte ein fernes Singen sein …«

Myxin zweifelte nicht. Er stand am Rand der Linie, genau zwischen zwei Steinen. »Wo könnte es herkommen? Aus der Vergangenheit? Aus der anderen Welt…«

»Das… das ist einfach nicht herauszufinden. Es ist da, wissen kann ich nicht …«

»Wie empfindest du es denn? Als schlimm, anstrengend oder…«

»Es stört mich.«

»Du kannst dich nicht konzentrieren?«

»Genau.« Kara drückte den Kopf zurück, starrte in den Himmel und atmete hektisch. »Es fällt mir wirklich schwer. Ich bin… ich bin einfach zu schwach. Die Kraft des Schwertes trägt mich nicht mehr. Sie… sie ist ausgelaugt worden.« Kara drehte sich um. Dabei hob sie das Schwert an und nahm abermals beide Hände zu Hilfe.

Darüber erschrak Myxin. Ihm war bekannt, er hatte es auch oft genug mit eigenen Augen gesehen, daß Kara ihre Waffe mit einer nahezu spielerisch anmutenden Handlichkeit bewegte. Damit war es ihr gelungen, Feinde zu vernichten. Nichts hatten die ihr körperlich überlegenen Gegner entgegenzusetzen gehabt.

Das stimmte alles nicht mehr.

Sie torkelte zur Seite. Das Schwert sank dem Boden entgegen, seine Spitze verschwand im Gras und tauchte auch noch tief in den weichen Untergrund, so daß Kara sich abstützen konnte. Hätte sie es nicht getan, wäre sie gefallen.

Myxin eilte in das Quadrat, weil er seiner Partnerin unbedingt beistehen mußte. Er stützte sie ab. Seine Hände berührten ihre linke Schulter, und er sah Karas Gesicht dicht vor sich.

Sehr langsam und schwerfällig schüttelte sie den Kopf. Ein trüber Schleier lag über ihren dunklen Augen. »Es… es tut mir leid, Myxin«, flüsterte sie. »Ich kann nicht mehr. Man hat nicht nur mir die Kraft genommen, auch dem Schwert …«

»Du bist dir sicher?«
»Das spüre ich genau. Ich werde damit nicht mehr kämpfen können. Jemand ist da, der uns auf geistigem Wege aussaugt, verstehst du? Es ist nicht zu erklären…«
»Der Schwarzhaarige?«
»Das denke ich.«
Myxin wollte Kara nicht länger bei den Steinen lassen. Er faßte sie etwas härter an und zog sie aus dem magischen Bereich des Quadrats weg. »Komm mit ins Haus, dort bist du besser aufgehoben…«
»Und du?«
Er lachte leise. »Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Kind. Ich komme schon klar, aber ich werde immer für dich da sein. Das verspreche ich dir.«
Sie gab keine Antwort, senkte den Kopf und folgte Myxin mit schweren, schleppenden Schritten. So schleifte sie durch das hochwachsende Gras. Das Schwert hielt sie noch in der Rechten, seine Klingenspitze strich über den Boden, sie selbst schaute ebenfalls auf ihre Füße, wobei das lange, dunkle Haar wie ein Vorhang zu beiden Seiten vor ihr Gesicht fiel.
Myxin hatte Kara zwar versprochen, ihr zur Seite zu stehen, nur wußte er selbst nicht, wie er ihr helfen sollte. Er hatte schon vieles mit ihr gemeinsam erlebt und durchgestanden. Was hier aber geschah, war einfach nicht faßbar.
Sonst hatten sie stets gewußt, wo sich die Gegner befanden. In diesem Fall verpuffte jeder Schlag ins Leere.
So lange hatte er noch nie gebraucht, um von den Steinen aus die Blockhütte zu erreichen. Nicht nur Kara fühlte sich schlecht, er kam sich ebenfalls wie ein Verlierer vor. Als Grund dieses Angriffs aus dem Unsichtbaren konnte er sich nur eine alte Rache vorstellen, die jemand an Kara verüben wollte.
Er hoffte, daß seine Partnerin die Kühle der Blockhütte guttat.
Kaum hatte Kara sie betreten, schaffte sie es nicht mehr, ihr Schwert zu halten. Der Griff rutschte ihr aus der Faust, die Waffe polterte zu Boden, und Myxin ließ sie dort liegen.
Fast wäre ihm Kara noch entglitten, so kraftlos war sie plötzlich geworden. Myxin mußte nachgreifen, um sie halten zu können.
»Bitte«, hauchte die Schöne aus dem Totenreich. »Bitte, ich möchte, daß du mich zu Bett bringst. Ich… ich will schlafen. Ich kann nicht anders, verstehst du?«
»Schon gut, Kara, schon gut.«
Er brachte sie bis zu ihrem Bett. Dort sank Kara zusammen, die Arme hochgereckt, wobei Myxins Hände unter ihren Achselhöhlen lagen. Sanft drückte er sie zurück und drehte sie gleichzeitig nach rechts, damit sie ihren Kopf auf das weiche Kissen betten konnte.

»Ist es so besser?«
Mit einer müde wirkenden Bewegung schlug sie die Augen auf.
»Ja, es ist besser. Ich fühle mich nicht mehr so schlapp.«
»Ich bringe dir etwas zu trinken.«
»Danke.«
Myxin holte das Wasser aus dem Bach. Es war kristallklar und auch nicht verseucht. Der kleine Magier kehrte nicht nur mit einem Glas zurück. Er hatte auch Tücher angefeuchtet, die er auf Karas heiße Stirn legte, denn ihr Gesicht war rot geworden, als würde sie unter einem schweren Fieber leiden.
»Hast du Fieber?« fragte er, als er sie anhob und das Wasserglas wie bei einem kleinen Kind an ihre Unterlippe setzte.
Noch bevor sie schluckte, gab Kara die Antwort. »Ich… ich weiß es nicht. Mir ist so heiß, verstehst du? So furchtbar heiß. Es kommt in Wellen. Ich kann nichts dagegen tun, die andere Kraft …«
»Bitte trink jetzt!«
Kara nahm das Wasser in kleinen Schlucken zu sich und leerte das Glas bis auf den Grund. Dann legte sie sich zurück. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »Das… hat gutgetan.«
»Das freut mich. Kann ich dir sonst noch helfen?«
»Ja«, hauchte sie. »Du kannst mir helfen. Ich möchte noch etwas bei mir haben. Bring mir bitte mein Schwert!«
»Wirklich das Schwert?«
»Bitte.«
Myxin hatte sich schon halb erhoben, als er fragte: »Weshalb willst du es haben?«
»Es ist ein Drang in mir. Ich brauche es eben, verstehst du?«
»Möchtest du es haben, weil du es willst?«
»Ja!«
»Wer hat es dir gesagt?«
»Niemand, so glaub mir doch.«
Myxin war skeptisch. Kara befand sich unter dem Einfluß eines anderen. Sie war nicht mehr sie selbst. Wahrscheinlich hatte ihr dieser andere auch den Befehl erteilt, das Schwert zu sich zu nehmen. Wenn ja, aus welch einem Grunde war das geschehen?
»Ich brauche es so.«
Myxin nickte. »Es ist schon gut, Kind. Ich werde es dir geben.« Er ging zur Tür und hob die Waffe auf.
Dabei kontrollierte er sie, doch er fand keinerlei Veränderungen an ihr.
Das Schwert mit der goldenen Klinge sah so normal aus wie immer. Wenn es tatsächlich verändert worden war, dann auf keinen Fall von außen. Myxin wußte auch, daß dies keine normale Waffe war. Delios, der Atlanter und Karas Vater, hatte in seiner Welt zu den Weißen

Magiern gehört, der stets darauf bedacht war, den Schrecken und das Böse radikal zu bekämpfen.

Dieses geistige Erbe hatte er unter anderem auf seinem Sterbebett an die Tochter weitergegeben.

Kara schaute ihm entgegen, als Myxin mit dem Schwert zu ihr kam. »Danke«, flüsterte sie matt.

»Wo soll ich es hinlegen?«

»Bitte auf mich!«

Myxin bekam große Augen. »Meinst du wirklich…?«

»Ja, lege es auf mich, mit der Spitze nach unten. Tu mir den Gefallen, ich möchte es so.«

Myxin ahnte, daß mehr dahintersteckte, er fragte aber nicht weiter, sondern tat, was ihm geheißen worden war.

Kara beobachtete ihn dabei genau. Da sie nichts Gegenteiliges erwähnte, ging Myxin davon aus, richtig gehandelt zu haben. Er sah, wie Kara die Arme anhob, sie dann zum Körper hinführte, die Hände nicht verschränkte, aber so fallen ließ, daß beide auf dem Schwertgriff zu liegen kamen.

»Und?« fragte der Magier.

»So ist es gut«, flüsterte Kara. »Ja, das ist einfach wunderbar.«

Myxin wunderte sich. »Fühlst du dich jetzt besser?«

Die Schöne aus dem Totenreich zögerte mit der Antwort. »Etwas hat sich verändert, verstehst du? Ich… ich fühle mich nicht mehr so kraftlos wie sonst, ich bin zwar noch nicht voll und ganz auf der Höhe, aber es hat sich verändert.«

»Wozu verändert?«

»Die Kraftlosigkeit ist verschwunden. Jetzt bin ich auf einmal müde, sehr müde.« Es war auch zu hören, denn ihre Stimme hatte zum Schluß immer matter geklungen.

»Willst du schlafen?«

»Ja, Myxin.«

»Werden dann die Träume zurückkehren?«

Kara hielt die Augen schon halb geschlossen, als sie antwortete.

»Es kann sein, daß sie kommen. Es kann sein…«

Dann schloß sie die Augen, und ihr Gesicht entspannte sich.

Nicht aber bei Myxin, denn er fragte sich, was seine Partnerin nun wieder durchmachen mußte…

***

Der erste Blick in die Tempelhalle hatte mir ausgereicht, um zu sehen, daß in diesem Raum sich das Böse verdichtet hatte.

Normales Licht brannte nicht. Die Helligkeit wurde durch Kerzen verbreitet, die wiederum in kleinen Nischen standen, deren Innenwände eine andere Farbe zeigten als die der übrigen.

Man hatte sie angestrichen. In blassen, aber gleichzeitig hellen und pastellfarbenen Tönen.

Ein lichtes Blau, ein sanftes Grün, ein weiches Rosa, das waren die Farben, die das Licht der Kerzen hervorhoben. Zum Inneren des Tempels hin waren die Nischen offen, so daß noch genügend Licht hineinfließen und seinen Schein über die versammelten Menschen werfen konnte.

Der Spitzel Peter hatte von Männern und Frauen gesprochen. Innerhalb der beiden Bankreihen hockten Männer und Frauen beisammen.

Sie saßen wie angeleimt auf ihren Sitzen, wobei sie alle die gleiche Kleidung trugen.

Lange, sackartige Gewänder, so daß die Frauen kaum zu unterscheiden waren.

Sie hockten gebeugt auf ihren Plätzen, hatten die Köpfe allerdings so erhoben, daß sie auch nach vorn schauen konnten. Sie entdeckten keinen Altar. Nicht in diesem Tempel.

Vorn befand sich ein im Boden eingelassenes Rechteck. Aus der Tiefe wurde es angestrahlt.

Gleichzeitig saugte das Rechteck das aus der Tiefe strömende Licht auf, es gab also nichts an die Umgebung ab, damit es in der allgemeinen Düsternis in der Tempelmitte doch wirkte wie eine künstlich geschaffene Insel.

Ein Phänomen?

Möglicherweise. Ich aber ging davon aus, daß dieses helle Rechteck nicht grundlos dort zu sehen war, denn auch die Anwesenden interessierte allein das Licht.

Gesehen hatte uns niemand. Keiner der Versammelten sah auch nur einen winzigen Grund, den Kopf zu drehen. Wenn sich etwas abspielte, dann eben vorn.

Ich trat zurück, so daß ich dicht neben meinem Freund Suko zum stehen kam.

Er nickte mir zu, dann brachte er seine Lippen dicht an mein Ohr.

»Wenn mich nicht alles täuscht, warten die auf was.«

Der Ansicht war ich auch. »Nur, auf was?«

Suko hob die Schultern.

Wir sahen keinen Grund, unseren Beobachtungsplatz zu verlassen. Ich warf noch einen Blick auf die nicht völlig geschlossene Tür. Der Spalt konnte so bleiben. Er störte und irritierte niemanden.

Vom Eingang aus gesehen, hielten wir uns an der rechten Seite des Tempels auf. Dicht vor uns endeten auch die Bankreihen. Die Distanz zwischen den letzten Reihen und der Ausgangstür war ziemlich groß.

Ebenso wie der Platz, wo sich das Rechteck im Boden abzeichnete und das Licht so wirkte, als wäre es in die Seiten hineingemalt

worden.

Niemand drehte sich um. Es war nicht still. Hin und wieder atmete jemand gepreßt, als würde er unter Schmerzen leiden. Dann vernahmen wir ein leises Hüsteln oder ein »Pssst« von den Personen, die sich durch die Geräusche gestört fühlten.

Über den gebeugt dasitzenden Rücken der Menschen lastete eine Woge des Schweigens. Uns beiden war klar, daß diese Personen auf irgend jemand oder auf ein bestimmtes Ereignis warteten.

Wann dies eintreten würde, das wußten sie und wir erst recht nicht. Uns blieb nichts anderes übrig, als auch darauf zu hoffen.

Untätigkeit und Warten paßten mir überhaupt nicht. Gelangweilt ließ ich meine Blicke durch das Gewölbe wandern. Nicht eine Säule stützte die flache Decke. Auch sie war in einer grauen Farbe gestrichen worden, allerdings heller als die Steine.

In den Nischen brannten die Kerzenflammen ohne Bewegung. Es wehte kein Wind, der sie hätte flackern lassen können.

Selbst die Kerzen bestanden aus grau eingefärbtem Wachs. Die Wände der Nischen dagegen waren farbig gestrichen worden.

Brutal wurde die Stille zerrissen!

Der Schrei eines Menschen peitschte durch den Tempel. In der ersten Reihe war jemand aufgesprungen, streckte die Arme in die Höhe und ballte die Hände.

In das noch zwischen den Wänden tobende Echo seines Schreis, brüllte er die nächsten Worte.

»Exorzist, wir rufen dich! Erhöre uns! Komm endlich und zeige dich uns! Wir wissen, daß es dich gibt. Wir erwarten dich. Wir haben unsere Hoffnungen in dich gesetzt…«

Es waren harte Worte. Auch schnell ausgestoßen, und der Mann hatte dabei seinen Blick auf das Lichtrechteck gerichtet, ohne daß sich dort jedoch etwas tat.

Suko stieß mich an und deutete auf die Personen, die zwar noch saßen, ihre Haltungen aber so verändert hatten, als wollten sie im nächsten Augenblick aufstehen.

Das passierte nicht, dafür geschah etwas anderes. Der Mann, der so laut geschrien hatte, nahm wieder Platz. Er drehte sich dabei um und hätte uns sehen können, wir aber zogen uns gedankenschnell in die Deckung der Türnische zurück.

Auch unser Informant hatte davon berichtet, daß die Menschen in ihrem Tempel Gesänge anstimmten.

Genau das erlebten wir jetzt.

Es waren Texte, die wir nicht verstehen konnten, gesungen oder gesprochen in einer uns unbekannten Sprache, die aus zahlreichen Vokalen bestand.

Allerdings war sie mir nicht so fremd, wie sie sich im ersten

Augenblick angehört hatte. Suko dachte ähnlich, denn er verzog die Stirn, ein Zeichen, daß er scharf nachdachte.

»Was hast du?«

Er grinste, bevor er antwortete. Wir konnten jetzt etwas lauter sprechen, weil dieser unheimliche Gesang das Gewölbe erfüllte.

»Die Sprache, John, die habe ich schon gehört.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht genau, aber laß mich nachdenken. Kommt sie dir nicht auch bekannt vor?«

»In Fragmenten ja…«

Wir hörten weiter zu. Der Gesang klang irgendwie monoton, weil er eine Melodie beinhaltete, die sich des öfteren wiederholte.

Dennoch schafften wir beide es nicht, uns an ihn zu gewöhnen. Es war einfach nicht für unsere Ohren bestimmt, denn gewisse Klangeinfärbungen ließen darauf schließen, daß er gewissermaßen zu den Urgesängen derjenigen Personen zählte, die bereit waren, Dämonen aus ihrem tiefen Schlaf zu erwecken.

Plötzlich ballte Suko die rechte Hand zur Faust. Gleichzeitig nickte er und wisperte: »Ich hab's!«

»Und?«

»Atlantis, verdammt! Das ist Atlantis!«

Ich starrte ihn an wie ein Wunderwerk. »Suko, verflucht! Stimmt.« Auf meinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut gebildet, als ich darüber nachdachte. »Jetzt ist es mir klar. Atlantis…«

»Sehr richtig.«

Ich vergaß, wo ich mich befand, weil plötzlich durch meinen Kopf zahlreiche Gedanken wirbelten. Mit allem hatte ich gerechnet, wenn von einem Exorzisten die Rede war. Nur daß die Spur nach Atlantis führte, war für mich völlig neu und überraschend.

Als Tiefschlag wollte ich es nicht gerade bezeichnen, aber hart war es schon.

Sie sangen eine alte Beschwörung, die in diesem längst versunkenen Kontinent entstanden war, wollten damit wahrscheinlich irgendeine Person hervorlocken, wer immer es auch sein mochte. Sie jedenfalls bezeichneten den Unbekannten als einen Exorzisten.

Aber Exorzisten waren in unserem Kulturkreis Personen, die bei anderen den Teufel austrieben. Das hatte im Mittelalter schon begonnen und sich leider bis in die heute Zeit fortgesetzt. Vor Jahren war über einen Exorzisten ein Film gedreht worden, der Weltruhm erlangt hatte. Daß dieser angerufene Exorzist mit dem Film nichts zu tun hatte, lag auf der Hand. Ich fragte mich nur, wer gemeint war.

Mir waren zahlreiche Dämonen aus dem alten Kontinent bekannt, einen Tip jedoch konnte ich mir selbst nicht geben.

Der Gesang ging weiter, und auch die Überraschungen hörten nicht

auf, denn eine Person, und zwar die am linksseitigen Ausgang der letzten Reihe, drehte sich plötzlich um.

Es war eine Frau!

Unter der hohen Kapuze wirkte ihr Gesicht etwas bleich, grau und auch verfremdet.

Dennoch erkannte ich sie und hatte das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Es war Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!

***

Auch sie hatte mich natürlich erkannt und mußte wohl das Staunen und die Überraschung auf meinen Zügen gesehen haben, denn sie hob den ausgestreckten Zeigefinger und legte ihn auf die Lippen.

Es war klar, was sie damit meinte.

Ich nickte ihr zu, sah dann auf Suko, der neben mir stand wie der berühmte Ölgötze.

Auch er hatte sie gesehen, wußte aber nicht, wie er ihre Anwesenheit unter den Mitgliedern der Sekte deuten sollte. Sarah Goldwyn war sicherlich nicht zu diesem Kreis gestoßen und hatte ihre bisherigen Lebensprinzipien verändert.

Daß sie trotzdem hier saß, mußte einen bestimmten Grund haben, über den ich nur spekulieren konnte. Wahrscheinlich war sie mal wieder auf eigene Faust losgezogen. Das kannten wir leider von ihr, und dabei beachtete sie leider nicht, in welch eine Gefahr sie sich begab.

Jedenfalls war und blieb ihr Auftauchen für mich ein Rätsel.

Sie schaute uns noch immer an. Dann bewegten sich die Lippen, als sie diese zu einem Lächeln verzog. Noch einmal legte sie den Zeigefinger gegen den Mund, drückte sich weiter nach links und stand so behutsam auf wie möglich. Die neben ihr sitzende Person registrierte dies mit einem unwilligen Drehen des Kopfes, gab aber keinen Kommentar ab und griff auch nicht weiter ein.

Lady Sarah kam zu uns. Wir zogen uns so weit wie möglich zurück. Als Suko den Arm ausstreckte und mit der Handfläche die Tür berührte, bekam er von der Horror-Oma ein zustimmendes Nicken.

Noch vor ihr schlichen Suko und ich aus dem Tempel und erwarteten sie im Stollen.

Glücklicherweise ließ sich die Tür lautlos öffnen. Sarah Goldwyn schlüpfte ebenfalls in den Stollen und funkelte uns wütend an, als sie die Tür langsam schloß.

»Seid ihr denn wahnsinnig?« zischte sie. »Hier so einfach einzudringen?«

»Wieso nicht? Das gleiche könnte ich dich fragen.«

»Ich habe meine Gründe!«

»Wir auch«, sagte Suko.
»Welche denn?«
»Wir wollen zumindest wissen, was hier gespielt wird. Willst du uns nicht darüber aufklären?«
Sie schaute uns fast strafend an. »Aufklären? Ich euch…?«
»Ja.«
»Ihr habt geschlafen, wie?«
»Nein, wir sind schon seit langem wach.«
»So meine ich das nicht. Habt ihr noch nie von der Sekte der Exorzisten gehört?«
»Jetzt zum erstenmal«, gab ich zu.
»Das habe ich mir gedacht. Aber ich habe davon erfahren.«
»Und wie?« fragte Suko.
»Man muß nur gewisse Zeitschriften lesen, die sich mit Esoterik befassen. Ich meine nicht die oft gut geschriebenen Berichte. Nein, ich lese auch die Anzeigen, und über eine bin ich gestolpert. Da suchte die Gruppe der Exorzisten noch Mitglieder.«
»Und wozu das alles?«
»Um den Exorzisten, wenn er zurückkehrt, die nötige Kraft zu geben. Er wird hier erscheinen und aufräumen. Das wollen wir mal dahingestellt sein lassen.«
Ich hatte mich etwas über die Ausdrucksweise meiner alten Freundin gewundert. »Wieso aufräumen?«
»Er soll die Ketten brechen, vieles vernichten.«
»Was denn?«
»Hindernisse, die den Menschen noch im Wege stehen, die sie behindern, denke ich.«
»Das ist mir noch zu vage. Du weißt doch sicherlich mehr, Sarah.«
»Es sind natürlich keine konkreten Hindernisse, die aus Mauern oder Balken bestehen, sondern geistige. Ich würde sie mal mit einem Sammelbegriff umschreiben. Eben unsere Sperrfunktionen, die dafür sorgen, daß wir ein Gewissen haben, daß wir keine Gesetze überschreiten, wenigstens nicht im Normalfall.«
»Und dieser Exorzist schafft das?«
Die Horror-Oma hob die Schultern und nickte mir gleichzeitig zu.
»Ob er es schafft, kann ich dir nicht sagen. Es ist möglich. Jedenfalls glaubt die andere Seite daran.«
»Du auch?« fragte Suko.
»Nein!«
»Weshalb bist du dann hier?«
»Weil ich versuchen will, sie zu stoppen. Zumindest kann ich Wissen und Informationen sammeln.«
Ich schüttelte den Kopf. »Toll hast du das gemacht, und natürlich über unsere Köpfe hinweg.«

Lady Sarah streifte die Kapuze ab. Ihr weißgraues Haar kam zum Vorschein. Es war nicht mehr ordentlich gekämmt wie früher. »Was sollte ich denn machen? Ich habe dich, John, in der letzten Zeit nicht erreichen können, und Suko war auch oft weg.«

»Das stimmt schon, nur hättest du warten können.«

Sie lachte uns lautlos an. »Hätte ich das wirklich, John? Das glaube ich wirklich nicht, John, denn die Zeit drängt, das wirst du sicherlich bemerkt haben.«

»Kann sein. Ich will auch nicht dagegen sprechen. Nur eines wundert mich: Die Gesänge, so meinen wir, stammen aus dem alten Atlantis. Kann das in etwa stimmen?«

»Nicht nur in etwa. Es ist eine Tatsache.«

»Dann ist der Exorzist ein Atlanter?«

»So sehen das seine Anhänger. Er hat die Zeit überdauert und wird aus dem Licht erscheinen wie ein strahlender Held, der die Zeiten überwinden konnte. Sie werden ihm zujubeln, sie werden ihm danken und stets für ihn da sein.«

Suko stieß ein Schimpfwort aus. »Das hat uns gerade noch gefehlt«, sagte er danach. »So ein Blender, ein Weltverbesserer…«

Lady Sarah winkte ab. »Nimm das nicht auf die leichte Schulter, Suko. Seine Anhänger glauben an ihn.«

»Und hat man dich nicht durchschaut?«

»Bis jetzt nicht. Ich war schon vorher bei einigen Treffen und habe viele Gespräche auf Band aufgenommen.« Sie klopfte gegen eine Kuttentasche. »Darin befindet sich das Beweismaterial. Ich hätte es euch schon rechtzeitig genug überreicht.«

»Das ist nicht mehr nötig«, sagte ich. »Jetzt sind wir sowieso am Ball. Darf ich noch fragen, ob du Jane Collins auch eingeschmuggelt hast?«

»Nein, sie steht außen vor.«

»Weiß sie von deinen Plänen?«

Lady Sarah schüttelte den Kopf. Wir hatten eine Leuchte eingeschaltet. Wenn mich nicht alles täuschte, bekam die Horror-Oma sogar einen roten Kopf. »Das konnte ich doch nicht. Ich hätte Jane auch tagsüber mitnehmen müssen, bei ihrem Aussehen unmöglich.«

Da hatte sie recht, denn Jane Collins, die vom Schicksal Verfluchte, besaß tagsüber einen gelblichen Totenschädel als Kopf und lief nur in der Nacht mit ihrem normalen Gesicht herum.

»Da hast du dir ja eine schöne Suppe eingebrockt«, sagte ich.

»Und wie läuft es jetzt weiter?«

Sie lächelte. »Ihr werdet mir bestimmt folgen wollen. Wartet noch.«

»Gut.«

Lady Sarah zwinkerte uns zum Abschied zu und zeigte uns zweimal das Siegeszeichen. Dann schlich sie zur Tür, öffnete sie vorsichtig und war verschwunden.

Suko starrte mich an, ich ihn.
»Verstehst du das?« fragte ich ihn.
»Kaum. Ich weiß nur, daß Lady Sarah mal wieder voll in den Misthaufen gestochen hat.«
»Das kannst du laut sagen.« Ich schüttelte den Kopf. »Einen Exorzisten aus Atlantis, das gibt es doch nicht.«
»Anscheinend doch.«
»Und der hat keinen Namen. Sie nennen ihn einfach nur den Exorzisten! Wahnsinn.« Ich schnippte mit den Fingern. »Weißt du, wen ich mir jetzt hierher wünsche?«
»Myxin; wie?«
»Genau und Kara. Die könnten wahrscheinlich mehr über diese Person erzählen.«
»Gibt es die beiden überhaupt noch?«
Eine gute Frage, die Suko da gestellt hatte. Lange Zeit hatten wir keinen Kontakt mehr gehabt. Oft hatten wir an sie gedacht. Seit der Eiserne Engel jedoch verschollen war, hatten sich auch Kara und Myxin zurückgezogen. Dieses Verschwinden ihres mächtigen Helfers sahen sie als eine persönliche Niederlage an, obwohl das Unsinn war, aber das konnten wir ihnen nicht beibringen.
Seit Sarah Goldwyn uns verlassen hatte, waren ungefähr zwei bis drei Minuten vergangen. Genau die richtige Zeit, um nachzuschauen, ob sich etwas verändert hatte.
Diesmal übernahm Suko die Spitze. Behutsam bewegte er sich auf die nicht ganz geschlossene Tür zu, zog sie vorsichtig nach innen und verbreitete den Spalt gerade so weit, daß wir uns schräg durch die Lücke hindurchschieben konnten.
Wieder schlichen wir auf leisen Sohlen. Suko war zur Seite getreten und hatte mir den nötigen Platz geschaffen.
Mein Blick glitt durch die Halle.
Es hatte sich etwas verändert. Zwar sangen die Anwesenden noch immer in ihrer alten atlantischen Sprache, aber sie saßen nicht mehr, hatten sich von ihren Sitzplätzen erhoben, die Arme hochgereckt und schauten dorthin, wo sich das helle Rechteck sehr deutlich vom dunkleren Untergrund abhob.
Aus dieser Insel mußte der Exorzist erscheinen, dessen waren wir uns sicher.
Ich hatte Lady Sarah nicht extra danach gefragt, für mich allerdings gab es keine andere Möglichkeit.
Sie mußte gespürt haben, daß wir jetzt innerhalb des Tempels standen, denn sie drehte den Kopf und zwinkerte uns kurz zu.
Ich hob die Hand und gab ihr mit einer beruhigenden Geste zu verstehen, daß alles okay war.
Plötzlich verstummte der Gesang. Die letzten Echos rollten aus, Ruhe

trat ein.

Nicht für lange, denn die Anwesenden begannen zu klatschen.

Es war beileibe kein normaler Beifall, sondern ein rhythmisches Geräusch, wenn ihre Handflächen aufeinander prallten. Jeder machte mit, auch Lady Sarah.

Wer das Zeichen gegeben hatte, das Klatschen einzustellen, konnten wir nicht erkennen. Aber wieder klappte es wie bei einem Befehl, der von einem Offizier gegeben worden war.

Es wurde still.

Sekundenlang tat sich nichts, bis die rechteckige Lichtinsel vor uns noch heller wurde.

Die Quelle lag irgendwo in der Tiefe verborgen. Jedenfalls gleißte das Rechteck auf, und genau darauf hatten die Anwesenden nur gewartet.

Derjenige Mann, der schon den harten Schrei ausgestoßen hatte, übernahm auch jetzt das Kommando.

Er ging einen Schritt vor und sonderte sich somit von den anderen Personen in der ersten Reihe ab.

Dann schrie er die entscheidenden Worte. »Er kommt zu uns! Der Exorzist ist endlich da…!«

Und tatsächlich erschien die Person, auf den die Männer und Frauen so lange gewartet hatten…

***

Es gab nur wenige Dinge auf der Welt, die Myxin, den kleinen Magier aus der Fassung brachten. Die meisten hingen mit seiner Vergangenheit zusammen, in diesem Fall aber sorgte er sich um Kara, seine Partnerin, denn ihr ging es nicht gut, obwohl sie schlief.

Myxin wich nicht von ihrem Lager. Er hatte sich auf die Kante gesetzt, schaute in das blaß gewordene Gesicht und stellte fest, daß die Haut dünn und verletzlich geworden war.

Kara schlief. Äußerlich war sie ruhig, doch innerlich mußte sie schwer leiden, auch zu erkennen am Zucken ihrer Hände, die nach wie vor den Griff des Schwertes umklammert hielten. Diese Waffe war für sie ungemein wichtig. Sie hatte das Schwert haben wollen, und Myxin wußte nicht, ob er das negativ oder positiv bewerten sollte.

Jedenfalls blieb die Waffe auf ihrem Körper. Manchmal zuckten ihre Lippen. Myxin sah den Schweiß auf ihren Wangen. Immer öfter tupfte er ihn mit einem Tuch ab.

Manchmal stöhnte sie auch auf. Dann drangen Laute aus ihrem Mund, als würde sie innerlich unter schweren Qualen leiden.

»Wenn ich dir doch nur helfen könnte«, flüsterte Myxin. Das war nicht möglich, denn die Dinge, die Kara durchmachte, gingen nur sie allein etwas an.

Sie war sofort tief und fest eingeschlafen. Und natürlich hatte sie sofort angefangen zu träumen. Mit der Wucht eines Geschosses war der Traum in ihrem Hirn explodiert.

Wieder sah sie die weite Wüste vor sich. Sie spürte den warmen Wind, der gegen ihr Kleid wehte und auch über ihre nackten Schultern strich als wollte er sie liebkosen.

Und wieder konnte sie hinausschauen in die wellige Dünenlandschaft, über die auch der Wind strich. In langen Fahnen nahm er Sand mit.

In ihrem Rücken spürte sie die Hände des Steinpfahls. Sie wußte, wie es weitergehen würde, und es dauerte nicht lange, da krochen sie abermals aus den Dünen. Die bleichen, unheimlichen Skelette mit den vom Seewind angenagten Knochen. Die Augenhöhlen waren voller Sand.

Die Altarplatte, auf der die dunkelhaarige Frau unbeweglich stand und darauf wartete, daß die kleine Insel von den Schrecklichen erstürmt wurde, war das Ziel der Skelette.

In der Frau schoß Panik hoch, und das übertrug sich auch auf die liegende Kara.

Myxin merkte, daß etwas nicht stimmte. Allein die Unruhe zeigte ihm an, daß sich Karas Traum jetzt intensivierte und er allmählich dem Höhepunkt entgegendrang.

Sie stöhnte härter auf. Aus ihrem Mund drangen Satzfetzen. Zugleich bewegte sie die Hände, und Myxin, der auf ihre Finger schaute, erkannte plötzlich ein unerklärliches Phänomen.

Zwischen den Fingern rieselte etwas hervor, das aussah wie Mehl, aber keines war, denn dafür besaßen die Körner eine zu große Dicke. Es war feiner Sand, der hervorrieselte und dabei auch über den Handrücken der Schlafenden rann. Neben dem Körper blieb er als feine Spur liegen.

Myxin suchte nicht nach einer Lösung für dieses Phänomen. Er nahm es einfach hin und ging davon aus, daß sich Karas Geist schon in einer anderen Ebene bewegte.

Das konnte sie, obwohl ihr eigentlich dafür der Motor fehlte, der Trank des Vergessens.

Ihn hatte sie ebenfalls von ihrem Vater bekommen. Wenn sie einige Tropfen von ihm schluckte, trennten sich Körper und Geist.

Der Körper konnte auf seiner Position bleiben, der Geist aber ging auf Wanderschaft und durchforstete die Dimensionen.

Kara bewegte die Beine. Irgend etwas mußte sie schrecklich aufregen, daß sie so reagierte.

Die Skelette schafften es, den Altar zu erklimmen. Diesmal waren sie gleich zu dritt, die sich um das Opfer kümmern und es töten wollten. Sie richteten sich auf und schauten sich die Schwerter mit den

schmalen Knochenklingen an.
Die Angst überkam die am Pfahl stehende Frau wie ein gewaltiges Tuch. Sie schrie auf.
Das hörte sogar Myxin, denn Kara hatte im gleichen Moment aufgebrüllt. Und noch etwas geschah.
Das Schwert, das Kara bisher so hart umklammert gehalten hatte, verschwand vor Myxins Augen…

***

Unwillkürlich zuckte der kleine Magier zurück. Mit allem hatte er gerechnet, nicht mit dieser Wende des Falls. Er rieb seine Augen, fuhr mit der Hand über Karas Körper, aber er hatte sich nicht getäuscht. Das Schwert war und blieb verschwunden.
Wo konnte es sein?
In der anderen Dimension? Er starrte Kara an, doch sie gab ihm keine Antwort auf seine stumme Frage, obwohl sich ihre Lippen plötzlich bewegten.
Sie wußte, wo sich das Schwert befand, denn es war der Träumenden erschienen, um ihr Schutz zu geben.
Kara sah, wie sie als Gefangene der Skelette die Waffe mit der goldenen Klinge festhielt und sie auch gegen die Angreifer einsetzen würde. Es waren mittlerweile vier geworden, und ein fünftes Skelett war dabei, die Plattform zu erklettern.
Jetzt, unter dem Schutz der Waffe, löste sich Kara aus ihrer steifen Haltung. Sie mußte sich verteidigen.
Die Waffe hielt sie mit beiden Händen fest. Ihre Gefühle, die sie dabei empfand, zeichneten sich auch auf ihrem Gesicht als Schlafende ab, denn sie preßte plötzlich die Lippen sehr hart zusammen, ein Zeichen, daß sie kämpfen wollte.
Und Kara wehrte sich.
Das erste Skelett war bereits auf Schlagweite herangekommen.
Als Deckung trug es seinen Rundschild, in der Rechten hielt es das Knochenschwert mit der langen Klinge.
Kara stach zu.
Sie hatte auf den Schild gezielt und ihn auch hundertprozentig getroffen. Die Spitze der goldenen Klinge glitt durch das Material, als wäre es überhaupt nicht vorhanden und traf auch das dahinter lauernde, lebende Gerippe.
Plötzlich explodierte der Körper. Die Knochen wirbelten durch die Luft, als wären sie von mehreren Händen gleichzeitig in die Höhe geschleudert worden.
Aber sie fielen nicht zu Boden. Plötzlich waren sie nicht mehr vorhanden, als hätte sie jemand weggeschleudert.
Dafür tauchten sie an einer anderen Stelle wieder auf.

Myxin sah in seiner Zeit und auch in seiner Blockhütte die bleichen Gebeine für einen Moment durch die Luft tanzen, bevor diese einfach explodierten.

Als Staub rieselten sie zu Boden, und die träumende Kara bewegte sich noch hektischer und unruhiger als sonst. Das Laken unter ihrem Körper war durchgeschwitzt, sie hatte die Finger gekrümmt und sie regelrecht in den Stoff vergraben, als wollte sie ihn nie mehr loslassen.

Wieder tauchten Knochenstücke auf. Diesmal dicht über Myxins Kopf, der hochschnellte und zur Seite wegtauchte. Dabei blickte er zurück und sah, wie die Gebeine regelrecht zerblasen wurden.

Dafür hatte Kara in ihrem Traum gesorgt, denn als »Gefangene« kämpfte sie verbissen weiter und nahm sich auch das letzte Skelett vor. Sie ging ihm sogar entgegen.

Es war einer der Knöchernen, die einen dieser Helme trugen. Er wollte es besonders gut machen und den schräg angesetzten Hieb mit seinem Schwert parieren.

Das schaffte er nicht, denn Karas Waffe war mächtiger und stärker als die seine.

Sie brauchte nur einen Treffer, um das Knochenschwert in der Mitte durchzuhauen. Ihre Klinge stoppte nicht. Es lag soviel Wucht hinter dem Hieb, daß auch das Gerippe zerteilt wurde.

Kara wußte nicht, daß die Knochen der Vernichteten in eine andere Dimension geschleudert wurden, wo Myxin sie noch erkannte, bevor sie zu Staub zerfielen.

Kara hatte es tatsächlich geschafft, einen Weg zwischen oder zu den Dimensionen offenzuhalten.

Die Frau auf der Altarplatte hielt das Schwert mit beiden Händen fest. Sie wirbelte die Klinge herum, schlug damit einen Bogen und sah, daß sich kein Gerippe mehr traute, den aus der Wüste wachsenden Stein zu betreten.

Sie hatte es ihnen gezeigt…

Zum erstenmal zeigte ihr Gesicht nicht mehr diese furchtbare Anspannung. Freude und Zufriedenheit sprachen aus ihrem Blick, das genau übertrug sich auch auf die Züge der schlafenden Kara.

Myxin beobachtete sie nach wie vor mit gespannten Blicken. Er freute sich, als er das knappe Lächeln auf ihrem Gesicht sah. Sie mußte jetzt etwas Wunderschönes träumen, wenn er dem Gesichtsausdruck Glauben schenken durfte.

Er hob den Arm und strich mit der Handfläche über ihre Wangen.

Sie klebten vor Schweiß. Wieder einmal feuchtete er das Tuch an und legte es auf ihre Stirn. Die Kühle mußte ihr einfach guttun.

Kara lächelte. Myxin glaubte nicht, daß dieses Lächeln ihm gegolten hatte, dafür war es zu stark nach innen gekehrt. Wahrscheinlich lächelte sie über ihren Traum, der für sie positiv weiterlief.

Myxin spielte mit dem Gedanken, sie zu wecken, ließ es dann bleiben, weil er einen positiven Traum nicht unterbrechen wollte. Er kannte den Inhalt der früher geträumten Geschichte, sie mußte irgendwie zu einem glücklichen Ende gekommen sein, sonst hätte Kara nicht auf diese Art und Weise gelächelt.

Sie war viel ruhiger geworden. Nach wie vor lag sie auf dem Rücken, wesentlich entspannter als noch vor Minuten. Auch der Atem floß ruhiger über ihre Lippen.

Myxin näßte das Tuch noch einmal, bevor er Karas Wangen abtupfte. Er war einerseits froh, daß sie es wohl überstanden hatte, andererseits bereitete ihm der Verlust oder das Verschwinden des Schwertes noch große Sorgen. Es war Kara genommen worden und mußte sich in einer anderen Dimension befinden. Grundlos bestimmt nicht. Das Schwert war eine Waffe, und dort, in der anderen Dimension oder Zeit gab es sicherlich jemanden, der es auch als Waffe benutzen würde.

Wer konnte das sein?

Myxin tippte auf Kara, aber nicht unbedingt. Es hatte ihr auch entwendet werden können. Wenn dem tatsächlich so war, wurde es kritisch für sie.

Wecken oder nicht?

Myxin dachte noch darüber nach, als sich die Lage schlagartig veränderte.

Nicht bei ihm oder in der Umgebung, sondern bei Kara. Die Entspannung auf ihren Zügen löste sich plötzlich. Auf einmal bekam das Gesicht wieder harte Konturen. Dabei blieb es nicht, denn auch der Rhythmus des Atmens veränderte sich.

Myxin hörte die keuchenden Laute. Ihre Arme zuckten, die Hände schlossen sich zu Fäusten, um sich im nächsten Augenblick wieder zu öffnen. Sie mußte Schlimmes erleben.

Aber was?

Darauf hätte ihm Kara eine Antwort geben können. Die aber schlief und erlebte in ihren Träumen einen Schrecken, den sie zuvor noch nicht gekannt hatte…

***

Das Gefühl des Sieges war von einem Moment zum anderen wie weggeblasen. Zwar hatte die Frau auf der Altarplatte den großen Kampf gewonnen, nur war es ihr nicht gelungen, die eigentliche Gefahr zu besiegen, und die erschien wie aus dem Nichts.

Als Kara sich drehte, sah sie den Schatten. Nur blieb es nicht dabei, denn aus dem Schatten wurde eine Gestalt.

Sie stand dort, wo Kara sonst am Pfosten gelehnt hatte!

Es war der Mann mit den schwarzen Haaren, dem blauen Hemd und dem lendenschurzartigen Rock, der sie anstarrte und seine Lippen zu

einem breiten Lächeln verzog.

Kara konnte nicht sprechen, nur schauen. Sie spürte die Gänsehaut auf ihrem Körper und wußte, daß sie trotz ihrer Bewaffnung gegen diesen Mann nicht ankommen konnte.

Sie schauten sich an. Niemand sprach ein Wort. Kara setzte zwar an, brachte jedoch kein Wort hervor. Diese Person stieß sie ab, doch gleichzeitig ging von ihr etwas aus, über das Kara sich nur wundern konnte. Es war ein Gefühl, natürlich nicht zu beschreiben, aber irgendwie hatte es mit Sympathie und Vertrauen zu tun.

Kara zeigte sich verwirrt, verzog das Gesicht und verengte die Augen. So deutete sie äußerlich ihren inneren Zwiespalt an.

Der Fremde sprach als erster. »Gratuliere, du hast sie besiegt, die weißen Skelette.«

»Es war nicht schwer!«

»Mit deiner Waffe sicherlich nicht. Aber sie haben dich stets als Herrin der Todeswüste gefühlt. Das ist nun vorbei. Du warst gut, Kara, wirklich.«

»Woher kennst du meinen Namen?«

»Ich kenne ihn eben.« Er hängte seinen Bogen über die Schulter.

Neben dem Köcher fand er Platz.

Kara hatte lange gebraucht, erst jetzt traute sie sich, den anderen nach seinem Namen zu fragen. »Wer bist du?«

»Man bezeichnet mich in deiner Zeit als einen Exorzisten, der erwartet wird, um Großes zu leisten.«

»In meiner Zeit?«

»Ja, es ist doch deine Zeit. Entschuldige, ich vergaß noch, daß du ja auch in dieser Zeit gelebt hast, als die Schöne aus dem Totenreich. Schau dich um, kommt dir die Gegend nicht bekannt vor?«

»Es ist eine Wüste.«

»Ja, eine Todeswüste, und sie befindet sich in einem großen Land, das den Namen Atlantis trägt. Dein Traum, Kara, hat dich in deine alte Heimat zurückgeführt, eben nach Atlantis. Hier fühlen wir beide uns doch zu Hause.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nicht mehr. Ich gehöre nicht mehr in dieses Land und auch nicht in diese Zeit. Es ist alles anders geworden, glaub mir.«

»Nicht für mich!«

»Wieso nicht?«

»Weil man mich ebenfalls erwartet, und zwar in deiner Welt, Kara. Auch ich werde kommen, und es wird niemand da sein, der mich noch aufhalten kann.«

»Du dienst dem Bösen, nicht wahr?«

Der Exorzist schaute sie starr an. »Wie gut, daß du es herausgefunden hast, Kara. Ja, ich diene in gewisser Weise auch dem Bösen.«

Er lächelte plötzlich. »Wenn ich in deine Zeit hineingerutscht bin, werde ich meine Macht entfalten, denn man erwartet mich bereits. Man hat alles vorbereitet, der Weg, die Dimensionen zu überbrücken, ist längst geschaffen worden. Ich werde ihn beschreiten, aber ich werde nicht allein gehen, du sollst an meiner Seite sein.«

»Ich?« fragte Kara hektisch. »Das… das geht nicht. Ich bin nicht existent, ich bin nur eine Traumgestalt.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht ganz, meine Liebe. Im Augenblick gibt es dich zweimal. Einmal liegst du in deiner Welt und bekommst das hier sehr deutlich als Traum mit. Du siehst dich selbst in der Vergangenheit.«

»Ich war noch nie hier!« rief Kara. »Ich stamme aus Atlantis, die Wüste ist mir völlig unbekannt.«

»Kaum jemand hat den gesamten Kontinent gekannt. Dafür war er einfach zu groß. Die Wüste hier hat einmal unter der Herrschaft eines Dämons gestanden, der vernichtet wurde. Seine Krieger starben, ihre Knochen bleichten im Wind, doch sie haben es geschafft, wieder hervorzuklettern. Das ist es auch nicht, was ich gemeint habe. Es gibt andere Dinge, die dich interessieren sollten. Wenn wir beide den Weg durch die Zeiten gehen, wirst du nicht als Traumgestalt an meiner Seite sein, sondern als echte Kara. Ich hole dich zurück. Ja, ich hole dich zurück zu den. Wurzeln deiner Existenz. Es geht um dich…«

Kara begriff das nicht. Sie hob die Schultern. Ihr Gesichtsausdruck zeigte Überraschung und Nichtverständnis. »Wieso geht es nur um mich? Was habe ich dir getan?«

»Du hast mir nichts getan, aber ich möchte dir eines sagen. Ich werde in deiner Welt nicht ohne ein gewisses Gastgeschenk erscheinen, wenn du verstehst.«

»Nein!«

Der Exorzist streckte seinen rechten Arm aus. Kara schaute dorthin, wo die Spitze hindeutete. »Meinst du das Schwert mit der goldenen Klinge?« fragte sie leise.

»So ist es.«

»Was soll das denn? Das Schwert ist…«

»Ich weiß, daß es dein Eigentum ist. Dennoch will ich es haben, weil es auch mir gehört…«

»Nein!« rief sie laut. »Mein Vater hat es mir auf seinem Sterbebett übergeben.«

Der Exorzist hob die Augenbrauen.

»Dein Vater, Kara?« fragte er noch einmal nach.

»So ist es.«

»Irrtum, nicht nur dein Vater!«

»Wie meinst du das?«

»Es war unser Vater!«

Kara stand da, ohne sich zu rühren. Sie hatte auf einmal das Gefühl, nicht mehr die zu sein, die sie einmal gewesen war. Trotz ihrer Starrheit erfaßte sie ein dichter Schwindel.

»Du bist sprachlos, wie?«

»Nein… ja … wieso kannst du sagen, daß dieses Schwert nicht mir, sondern uns gehört.«

»Weil ich dein Bruder bin, Kara!« erklärte er mit lauter Stimme.

***

Sie glaubte ihm nicht, sie wollte ihm nicht glauben. Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen und die Haarfarbe glich schon der des weißen Wüstensandes.

»Bruder?« hauchte sie so leise, daß sie sich kaum selbst verstand.

»Genau.«

»Ich habe keinen Bruder gehabt!« schrie sie dem Mann ins Gesicht. »Nein, ich habe keinen…«

Er nickte. »Doch du hast einen Bruder gehabt. Er steht vor dir!«

»Du lügst!« schrie Kara. »Mein Vater hätte mir davon berichtet. Er hat es nicht getan, nicht einmal auf dem Sterbebett, deshalb bist du nicht mein Bruder.«

»Bestimmt hatte er seine Gründe für diese Nichtaufklärung.«

»Und welche sollten das gewesen sein?«

»Ich bin nicht so geraten, wie er es sich möglicherweise gewünscht hat.« Der Mann lachte häßlich. »Ich habe mich, im Gegensatz zu meinem Vater, anderen Dingen gewidmet. Auf mich übte die andere Magie stets einen großen Einfluß aus. Ich bin ihr verfallen und wurde von unserem Vater verstoßen. Er wollte nichts mehr mit mir zu tun haben. Er haßte mich, ich war für ihn nicht der Sohn. Kannst du das jetzt verstehen?«

Karas Gedanken beschäftigten sich mit ihrem Leben in Atlantis.

Sie dachte darüber nach, ob ihr Vater jemals einen Bruder erwähnt hatte. Sosehr sie auch grübelte, es fiel ihr einfach nicht ein. Nein, das war nicht so, überhaupt nicht. Der Dunkelhaarige konnte ihr viel erzählen, ihr Bruder war er nicht.

»Du zweifelst noch?« fragte er.

»Ja!«

»Tut mir leid, aber ich kann die Tatsachen nicht verändern. Ich bin dein Bruder, habe ebenfalls überlebt und in der langen Zeit nichts vergessen. Besonders dich nicht, Kara.«

»Beweise es.«

»Wie?«

»Nenne mir deinen Namen. Vielleicht habe ich ihn doch irgendwo schon einmal gehört.«

»Wenn es dich beruhigt – bitte. Ich heiße Larcos!«

Kara dachte über den Namen nach. Sie sprach ihn mehrmals leise vor sich hin, nur gelang es ihr nicht, eine Verbindung von ihm zu Atlantis und ihrer dort verbrachten Zeit herzustellen. Sie hatte nie von einem Larcos gehört.

»Fällt es dir nicht ein, Schwester?«

»Ich bin nicht deine Schwester!«

Larcos lachte sie laut an. »Und ob du meine Schwester bist. Wir hatten den gleichen Vater.«

»Auch die gleiche Mutter?«

»Vielleicht!«

»Niemand«, sagte Kara. »Niemand hatte je deinen Namen in unserer Familie erwähnt.«

»Man schämte sich meiner, da ich nicht in das Bild der Familie hineinpaßte. Man hatte mir bestimmt den Tod gewünscht, aber dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen, ich habe ebenfalls überlebt, weil ich mittlerweile eine Menge dazugelernt habe. Auch die andere Seite besitzt eine große Macht, das solltest du wissen, Kara, und dich nicht dagegen sträuben.«

»Ich kann dich trotzdem nicht akzeptieren!« rief sie laut. »Nein, nicht so…«

»Das ist mir egal, Kara. Ich bin gekommen, ich habe mich dir gezeigt, um dir zu sagen, daß du das Schwert mit der goldenen Klinge lange genug besessen hast. Diese Zeiten sind endgültig vorbei. Die Waffe werde ich jetzt an mich nehmen. Sie gehört mir, verstanden?«

»Nein!« flüsterte Kara, »nein! Mein Vater hat sie mir als Erbe überlassen, auf daß ich sie hüte und beschütze. Ich setzte sie nur ein, um das Böse zu bekämpfen. Du aber stehst auf der Seite des Schreckens. Du willst die Menschen unter deine Knute zwingen, anstatt ihnen zu helfen. So etwas kann ich nicht zulassen.«

»Es wird dir nichts anderes übrig bleiben.«

»Niemals!«

»Wirst du mir das Schwert nicht freiwillig geben?« fragte Larcos.

Kara ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. Ob er nun ihr Bruder war oder nicht, für sie war er ein Fremder, der ihr etwas wegnehmen wollte, das ihr gehörte. Sicher, sie hatte sich vor ihm stets gefürchtet, auch wenn er als ihr Retter aufgetreten war, aber das Schwert mit der goldenen Klinge gehörte ihr. Das hatte auch ihr Vater gewollt.

»Du bekommst es nicht!« sagte sie hart. »Ich werde es dir nie freiwillig geben!«

»Das habe ich mir fast gedacht. Dann aber tut es mir leid für dich. Ich brauche das Schwert. Du hast es lange genug besessen, und deshalb werde ich es mir holen!«

»Versuche es!« Nach diesen beiden Worten nahm Kara eine kampfbereite Haltung ein.

Über die Lippen des Dunkelhaarigen zuckte ein Lächeln. »Willst du freiwillig in dein Verderben rennen?« erkundigte er sich. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Sie gehört mir!« Kara trat einen Schritt zurück. Bisher hatte die Spitze der Klinge noch gegen die Altarplatte gezeigt, was sich nun aber änderte.

Sie deutete plötzlich auf den Körper des Mannes!

Larcos zuckte nicht einmal zusammen, obwohl er sich in einer so großen Gefahr befand. Er nahm es gelassen hin und nickte Kara sogar noch zu.

»Willst du einen Geschwisterkampf?«

»Du bist nicht mein Bruder!«

»Bestimmt!«

»Aber nicht für mich!«

Larcos gab keine Antwort. Er stand da und schaute in ihr schmales Gesicht. Dann schüttelte er leicht den Kopf, als könnte er ihr Vorhaben nicht begreifen.

Seinen Bogen berührte er nicht einmal. Ebenso verhielt er sich mit den im Köcher steckenden Pfeilen. Dafür strich er einmal über sein Gesicht, als wollte er dort etwas wegwischen. Als er seine Hand sinken ließ und Kara wieder auf ihn schauen konnte, sah sie, daß sich der Gesichtsausdruck verändert hatte.

Ja, so hatte er ausgesehen, als es ihm gelungen war, die Knöchernen zu erledigen. Da war die große Angst in ihr hochgestiegen, die gesamte Verzweiflung, und sie kehrte in diesen fürchterlichen Augenblicken wieder zurück, weil sie auch die böse Ausstrahlung genau spürte, die von ihrem angeblichen Bruder ausging.

Sein Gesicht war zwar dasselbe geblieben, aber es hatte sich verdunkelt. Als wäre ein Schatten tief aus der Hölle hochgestiegen, um ihn zu zeichnen.

Die Züge wirkten verkniffen, gleichzeitig auch düster, und der gleiche Ausdruck stand auch in seinen Augen. Dieser Blick hatte etwas Gnadenloses an sich, etwas Furchtbares, für das Kara keine Erklärung wußte. Sie ging allerdings davon aus, daß ein starker Dämon in ihm steckte und ihn beeinflußt hatte.

Er ging auf seine Schwester zu. »Ich will das Schwert«, flüsterte er. »Gib es mir!«

»Nein!«

Larcos ging weiter…

»Wenn du nicht sofort stehenbleibst, werde ich dich vernichten!«

Da lachte er nur. »Du willst tatsächlich deinen eigenen Bruder töten, Schwester?«

»So ist es!«

»Dann versuche es!«

Die Sicherheit, mit der Larcos gesprochen hatte, irritierte sie sehr.
War er tatsächlich so mächtig, daß ihm ein Hieb mit der goldenen Klinge nichts anhaben konnte?
»In unseren Adern fließt das Blut unserer Eltern, Kara, daran solltest du denken. Ich glaube nicht, daß dieses Schwert es schaffen wird, denjenigen zu töten, der ein Kind des ehemaligen Besitzers ist. Oder bist du anderer Meinung.«
»Ich werde es versuchen, wenn du mich nicht in Ruhe läßt!«
»Dann tu es!« Larcos trat noch einen Schritt näher an seine Schwester heran.
Kara war hin- und hergerissen. Wenn sie schlug, war es dann Mord, weil sie nicht angegriffen worden war?
Wenn sie nicht zuschlug, besaß der andere dann alle Trümpfe.
»Bist du feige?«
»Nein!« schrie sie, schwang die Klinge hoch, so daß sie einen goldenen Streifen hinterließ. Sie wollte die Klinge noch in derselben Sekunde wieder nach unten rasen lassen.
Dazu kam es nicht mehr.
Kara erstarrte in ihrer Haltung. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, sie hatte das Gefühl, zu Stein geworden zu sein. Etwas Furchtbares war mit ihr geschehen, aber Larcos hatte nicht eingegriffen. Es war eine andere Magie gewesen, die plötzlich über sie hereingebrochen war.
Und Larcos lächelte. »Schau nach unten«, sagte er dann, »sieh vor deine Füße!«
Kara konnte den Blick noch senken, mehr gelang ihr nicht. Und sie sah, daß sich auch die Altarplatte verändert hatte. Die staubige Fläche glänzte plötzlich, das Rechteck war zu einem matten Spiegel geworden, in den sie leider nicht hineinschauen konnte.
Nur spürte sie genau, daß etwas aus der Tiefe strömte, dem sie nichts entgegensetzen konnte. Diese Kraft packte sie, erfüllte ihren gesamten Körper, wobei sie den Eindruck bekam, als würde sie sich allmählich auflösen.
Und Larcos kam auf sie zu. Düsterheit zeichnete sein Gesicht. Der Mund bildete fast einen Strich, so hart hatte er die Lippen zusammengepreßt. Dicht vor ihr blieb er stehen. »Du hast mich, deinen Bruder, vernichten wollen. Du bist nicht besser als unser Vater, den ich gehaßt habe. Allmählich fange ich an, auch dich zu hassen. Wehe aber, wenn mein Haß zu einer Flamme wird. Dann wird er die Stärke besitzen, um alle zu vernichten, auch dich.«
Er legte seine Hände auf Karas Schultern. Sie spürte die Berührung kaum, dafür etwas anderes.
Beide sanken in die Tiefe des Steins.
»Der Weg in deine Zeit ist frei«, sagte Larcos. »Du bist jetzt die

Traumgestalt, doch unterwegs wird sich einiges ändern. Dann mußt du erkennen, wie stark die Magie ist, die in Atlantis existiert hat. Sie wird aus zwei Körpern einen machen. Traum und Wirklichkeit mischen sich, aber nur die Wirklichkeit bleibt zurück, Kara.«

Die Schöne aus dem Totenreich gab keine Antwort. Sie starrte in den Himmel oder was immer sich über ihrem Kopf spannen mochte.

Sie sah hinein, aber sie erkannte nichts.

Etwas anderes ergriff von ihr Besitz.

Es war genau die Kraft, von der ihr angeblicher Bruder gesprochen hatte. Traum und Realität gingen eine Verbindung ein. Das Ergebnis davon erlebten die Menschen in einer anderen Zeit, die mehr als 10.000 Jahre in der Zukunft lag…

***

Kara hatte eine Hölle durchgemacht, ein anderer aber litt fast ebenso stark wie sie.

Es war Myxin.

Der kleine Magier hockte an ihrem Bett und beobachtete die Träumende. Er bekam den Schrecken nicht direkt mit, weil es ihm trotz aller Versuche nicht gelungen war, sich durch seine ebenfalls starken geistigen Kräfte in ihre Träume einzuschalten. Die vorhandene Sperre konnte er nicht überwinden.

Das im Traum Erlebte zeichnete sich auf ihrem Gesicht als starke Gefühle ab.

Manchmal bäumte sie sich sogar auf, und Myxin mußte sie wieder zurückdrücken.

Dann sprach sie. Die ersten Worte verstand Myxin nicht, nur wurde er aufmerksam, als sie einen bestimmten Namen immer öfter wiederholte.

»Larcos!« sagte sie »Larcos… Larcos …«

Myxin überlegte, ob er diesen Namen schon einmal gehört hatte.

Sosehr er sich auch anstrengte, er kam nicht darauf, aber Kara mußte in ihren Träumen unter diesem Namen sehr leiden.

Obwohl es keinen Sinn hatte, fragte Myxin nach. »Wer ist Larcos?« Er wiederholte. »Wer ist Larcos?«

Sie gab ihm keine Antwort. Flach lag sie auf dem Rücken, das Gesicht schweißbedeckt. Wangen und Mundwinkel befanden sich in Bewegung, manchmal drang zischender Atem aus ihrem Mund, und dünner Speichel bedeckte die Lippen.

Myxin tupfte ihn weg.

Kara beruhigte sich wieder. Die Phase der Hektik war zum Glück an ihr vorübergegangen. Jetzt lag sie still und machte auf Myxin den Eindruck, als wollte sie tief durchschlafen.

Nur traute der kleine Magier dem Frieden nicht. Wie recht er damit

hatte, erlebte er etwas später. Zuvor aber versuchte er noch einmal, sich in Karas Träume einzumischen.

Er nahm die Maske an sich, die er auf den Boden gelegt hatte. Es war eine besondere Maske, denn sie stammte ebenfalls aus Atlantis und hatte dort den Beinamen Totenmaske bekommen.

Als Fünfeck war sie gestellt worden. In der oberen Hälfte befanden sich zwei ovale Öffnungen für die Augen, die Nase war nur mehr angedeutet, der Mund nicht mehr als ein gebogener Strich.

Doch an den Ecken der Maske schimmerten fünf Augen. Sie wiesen verschiedene Farben auf.

Von einem kräftigen Blau, über Rot, Violett, Braun bis hin zu einem dunklen Grün.

Mit dieser Maske konnte Myxin ebenfalls Zeiten überwinden und Dinge erkennen, die normalerweise nicht sichtbar waren. Doch hier versagte ihre Kraft.

Als Myxin sie aufgesetzt hatte, vernahm er in seinen Ohren nur ein eintöniges Brausen, als würde er in der Nähe eines Strandes sitzen, gegen den die Wellen monoton anliefen.

Es hatte keinen Sinn, die Maske einsetzen zu wollen. So etwas glich einer Quälerei.

Myxin nahm sie genau in dem Moment ab, als Kara die Augen öffnete. Das geschah ruckartig, als wäre sie urplötzlich wach geworden. Nur traf das nicht zu.

Sie schlief auch weiterhin, diesmal mit offenen Augen, und es kam Myxin vor, als würde sie Dinge sehen, die seiner eigenen Sicht verschlossen blieben.

»Was…«

Myxin sprach den Rest des Satzes nicht mehr aus, weil mit Kara etwas Unheimliches geschah. Vor den Augen des kleinen Magiers wurde der Körper der Frau durchsichtig. Die Haut schien zu verschwinden, als hätte man sie einfach aufgelöst.

Myxin sah auch nicht das Gerüst der Knochen. Erst als er darüber nachdachte, wußte er genau, was geschehen war.

Kara löste sich auf…

Jemand, vielleicht dieser Larcos, hatte dafür gesorgt, daß Kara aus der realen Welt verschwand.

Myxin wollte sie noch festhalten, es war bereits zu spät. Als er seine Überraschungen überwunden und die Arme vorgestreckt hatte, faßten die Hände bereits ins Leere.

Er griff nur in das Laken hinein, zu mehr war er nicht mehr fähig.

Aus, vorbei…

Myxins Kopf sank nach vorn. Seine grünlich schimmernde Haut hatte einen grauen Farbschimmer bekommen. Er hatte sich lange nicht so elend und allein gefühlt wie in diesen langen Augenblicken.

Geknickt blieb er auf der Bettkante hocken, den starren Blick der Augen ins Leere gerichtet und mit Depressionen beladen.

Kara war vor seinen eigenen Augen verschwunden. Trotz seiner starken magischen Kräfte war es ihm nicht gelungen, sie zurückzuhalten. Myxin fühlte sich als Verlierer.

Minuten später erst erhob er sich von seinem Platz, durchquerte den Raum und verließ die Blockhütte.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Myxin lief ein paar Schritte und blieb dann stehen.

Er starrte zu den Steinen hin.

Die vier Klötze stachen wie breite, kantige Finger in die Dunkelheit.

Eine Antwort auf die bohrenden Fragen konnten sie Myxin auch nicht geben. Allmählich überkam ihn der Eindruck, daß er außen vor stand und daß diese Angelegenheit nur seine Partnerin Kara etwas anging. Bisher hatte sie es geschafft, allen Gefahren zu trotzen.

Diesmal allerdings sah es verflucht böse aus…

***

Sämtliche Anwesenden folgten einem bestimmten Ritual und sanken auf die Knie. Selbst Sarah Goldwyn machte mit. Sie war bisher nicht aufgefallen und wollte auch weiterhin nicht aus der Reihe tanzen.

Nur wir blieben stehen.

Unsere Deckung war ziemlich gut, auch deshalb, weil sie die Gesichter der Kuttenträger allein gegen die Szene richteten, die sich vor ihnen abspielte, wo das Rechteck eine helle Lichtinsel aus dem Boden riß.

Genau dort mußte er erscheinen.

Der Mann, der die Ankunft des Exorzisten bekanntgegeben hatte, war wieder zurück in die Bank gegangen. Er kniete jetzt ebenfalls.

Sekunden vergingen, in denen offensichtlich nichts geschah.

Dennoch merkten wir, daß etwas nicht mehr so war wie früher.

Wir spürten den Hauch einer anderen Welt, einer anderen Zeit, der durch den Tempel wehte. Hier war etwas im Anmarsch, das sich lange versteckt gehalten hatte, jetzt nicht mehr gestoppt werden konnte und seine Vorboten schickte.

Suko schaute mich von der Seite her an und wisperte: »Spürst du es auch?«

»Ja, da ist etwas Fremdes, aber auch gleichzeitig wieder etwas Bekanntes. Ich komme da nicht genau mit, ehrlich gesagt…«

Mehr sagte ich nicht, weil das Licht innerhalb des Vierecks durch einen Schatten verdunkelt wurde. Er fiel nicht von oben in die Fläche ein, weil er aus dieser magischen Zone in die Höhe stieg und sich manifestierte. Es war kein Schatten mehr, dafür eine Gestalt.

Nein, zwei Gestalten!

Ein Mann und eine Frau.
Der Mann hielt die Frau umklammert, als wollte er sie nie wieder loslassen.
Ihn kannte ich nicht, sie aber gehörte zu Sukos und meinen Freunden. Sie war eine Mitstreiterin aus einer fernen Zeit und besaß einen Namen, der nur aus vier Buchstaben bestand.
Kara!

***

Im Leben eines Menschen gibt es immer wieder Überraschungen.
Positive und negative.
Diese hier gehörte zu den letzten. Ich hörte, wie Suko vor Wut mit den Zähnen knirschte. Mir selbst wurde flau, ich wischte über meine Augen, aber ich hatte mich nicht geirrt.
Es war Kara.
Die Horror-Oma drehte für einen kurzen Augenblick den Kopf.
Auch ihr war die Schöne aus dem Totenreich nicht unbekannt, nur erkannten wir an ihrem überraschten Gesichtsausdruck, daß sie auch nicht wußte, was ausgerechnet Kara mit diesem Fremden gemein hatte.
Ob sie sich freundlich oder feindlich gegenüberstanden, war für uns nicht erkennbar. Jedenfalls stiegen sie auch weiterhin in die Höhe und standen plötzlich mit beiden Beinen auf der Lichtplatte.
Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mir den Mann näher zu betrachten. Gesehen hatte ich ihn, der auch als Exorzist bezeichnet wurde, noch nie zuvor in meinem Leben.
Sein dunkles, blauschwarzes Haar fiel auf. Ebenso wie die muskulösen Arme. Er trug ein blaues Hemd ohne Ärmel und einen rockartigen Lendenschurz um seine Hüften.
Bewaffnet war er mit Pfeil und Bogen. Die Pfeile steckten in einem Köcher, der über die Schulter hinauswuchs, ebenso wie der Bogen.
Der Mann war größer als Kara, er und ich standen uns dabei in nichts nach, nur war der andere wesentlich kräftiger.
Ich wunderte mich über Karas Bewaffnung. Sie hatte das Schwert mit auf die ungewöhnliche Reise genommen, und sie hielt es so, als wollte sie ihrem Begleiter den Schädel einschlagen, denn die Klinge schwebte dicht über seinem Kopf.
Aber sie schlug nicht zu. Vielleicht konnte sie dies auch nicht, denn der Schwarzhaarige schien Macht über sie auszuüben.
Beide drehten sich herum.
Sie wirkten auf dem erleuchteten Rechteck wie Schauspieler, die sich dem Publikum präsentieren wollten, bevor sie mit ihrer Darbietung begannen.
Der Auftritt des Exorzistes hatte etwas Heldenhaftes an sich.

Jedenfalls glaubte ich, dies seinen Bewegungen zu entnehmen. Beschützendes strömte von ihm nicht aus, es war eher die Verbindung Herr und Dienerin, die zwischen ihm und Kara herrschte.

Daß er sie manipuliert hatte, erlebten wir in den folgenden Sekunden. Es bereitete ihm keinerlei Mühe, Kara das Schwert aus der rechten Hand zu drehen.

Es sah so aus, als würde sie ihm die Waffe sogar freiwillig überlassen.

»Das begreife ich nicht«, hauchte Suko, »du etwa?«

»Nein, noch nicht…«

»Und wo ist Myxin?«

Ich hob die Schultern und flüsterte zurück. »Wahrscheinlich ist das eine Sache, die nur Kara und diesen Exorzisten etwas angeht. Oder bist du da anderer Meinung?«

»Eigentlich nicht.«

Die Männer und Frauen knieten nach wie vor. Wir zogen uns zurück, weil der Blick des Schwarzhaarigen über die gebückten Körper hinwegglitt und auch uns leicht erfaßt hätte.

Sehr vorsichtig drückte ich dann wieder meinen Kopf vor und sah mir das Geschehen auf der Bühne an.

Der Exorzist oder wer immer er sein mochte, bewegte Karas Schwert mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit, worüber ich mich ebenfalls wunderte, denn die Waffe war eigentlich nur für Kara gemacht. Sie hatte sie von ihrem Vater vererbt bekommen. Der Fremde schlug damit über seinem Kopf einen Kreis. Sogar bis zu uns drang das Pfeifen, als die goldene Klinge die Luft zerschnitt.

Seine Diener blieben knien, auch dann noch, als sie plötzlich seine Stimme vernahmen.

Sie grollte durch das Innere des Tempels und hörte sich an wie ein finsteres Versprechen.

»Ich habe das Schwert bekommen und möchte mich bei euch bedanken, daß ihr mir die Kraft gegeben habt, überhaupt an diese Waffe zu gelangen. Das Schwert ist das Zeichen, unter dem wir uns versammelt haben. Es soll und es wird uns den Weg zeigen. Damit werden wir die Magien ausrotten, die sich uns in den Weg stellen. Selbst der Teufel soll keine Chance mehr bekommen, dafür aber die alten, magischen Lehren des längst versunkenen Kontinents Atlantis. Auf sie können wir vertrauen, durch sie werden wir die anderen Hindernisse aus dem Weg räumen. Daß ich das Schwert überhaupt führen kann, ist ein Beweis dafür, daß es auch in meinen Besitz gehört. Ich habe es lange gesucht, endlich gefunden, weil ihr zu mir gehalten habt und mir eure Seelen gebt, mit deren Hilfe ich an das Schwert herankam. Sie aber«, er deutete auf Kara, »wollte es mir nicht geben. Sie war sogar bereit, mich damit zu töten, was ihr natürlich nicht gelungen ist, denn ich trat damit den Beweis an, daß nicht nur

einem etwas vererbt werden darf. Dieses Gesetz gab es damals schon.«

Wir schauten uns an.

»Einem?« flüsterte Suko.

»Ja, du hast richtig gehört.«

»John, da kommt was auf uns zu. Ich glaube, wir erleben hier so etwas wie ein Familiendrama.«

»Was meinst du damit?«

Er gab mir keine Antwort, denn wir hörten wieder die gewaltige Stimme des Dunkelhaarigen. »Ich habe es bekommen, ihre Zeit ist abgelaufen. Was ihr gehört, das gehört mir ebenso, denn ich, Larcos, bin ihr Bruder!«

Innerhalb von Minuten packte ihn die zweite Überraschung.

Während Suko sich mehr beherrschte und auf der Stelle stehenblieb, ging ich einen Schritt zurück. Wäre die Tür nicht dort gewesen, um mich zu stoppen, wäre ich wahrscheinlich in dem Gang gelandet.

So prallte ich mit dem Rücken dagegen, was glücklicherweise keinem auffiel, außer Suko.

Er legte einen Finger gegen die Lippen, hob die Schultern und schaute in mein erstauntes Gesicht.

Karas Bruder also!

Nein, das war unmöglich. Soviel mir bekannt war, hatte sie keinen Bruder.

Oder etwa doch?

Ich dachte darüber nach, wie gut ich Kara eigentlich kannte. Okay ich wußte, daß ihr Vater ein berühmter Magier gewesen war, der allein den Kräften des Lichts gedient hatte. Er war mir auch nicht unbekannt, ich hatte ihn noch selbst in Atlantis erlebt, als es mich auf einer Zeitreise dorthin verschlagen hatte.

Doch von einem Bruder hatte sie nie gesprochen. Der Grund lag auf der Hand. Möglicherweise hatte sie sich geschämt, darüber zu reden, denn in geschwisterlicher Liebe schienen die beiden nicht gerade verbunden zu sein.

Larcos hieß er…

Ein Atlanter, der den großen Untergang ebenfalls überstanden hatte und nun von neuem anfangen wollte. In einer anderen Zeit, die 10.000 Jahre und mehr, von Atlantis aus gesehen, in der Zukunft lag.

Ich ging wieder vor, um erkennen zu können, wie Kara auf die Ankündigung reagiert hatte.

Sie tat nichts.

Nach wie vor stand sie einen guten Schritt von ihm entfernt und rührte nicht einmal ihren kleinen Finger. Nichts deutete darauf hin, daß sie irgendwelche Anstalten treffen wollte, um das Schwert wieder in ihren Besitz zu bringen.

Das war schon seltsam…

»Sie kann es nicht schaffen«, sagte Suko leise, der sich mit den gleichen Gedanken beschäftigt hatte. »Das ist einfach unmöglich, John. Kara ist die Verliererin. Ihr Bruder ist mächtiger als sie, falls er es tatsächlich sein sollte.«

»Darüber denke ich auch nach.«

»Und was machen wir, John? Sollen wir dafür sorgen, daß Kara ihre Waffe zurückbekommt?«

»Wie denn?«

»Hinlaufen?« Suko sprach das Wort so aus, als würde er selbst nicht daran glauben.

»Nein, laß mal. Noch ist nichts passiert. Ich will erst wissen, was er genau vorhat.«

Wir hörten scharrende Geräusche, als sich die Anwesenden aus ihren gebückten Haltungen wieder aufrichteten. Mit Handbewegungen hatte Larcos dafür gesorgt.

Sie starrten ihn an.

Wir konnte die Gesichter nicht erkennen, glaubten aber daran, daß sie diesen, aus der Vergangenheit kommenden Menschen hörig waren. Ich wußte jetzt auch, weshalb sie ihn als einen Exorzisten bezeichneten. Er wollte das andere Böse aus der Welt schaffen und den Teufel im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Beelzebub austreiben.

Ob ihm das aber gelang?

Uns war nicht bekannt, ob die Hölle und ihr Herrscher Asmodis über diese neuen Veränderungen bereits informiert waren. Wie ich ihn einschätzte, würde er eine neue Herrschaft nicht so ohne weiteres hinnehmen. Da konnte es zu einer gewaltigen Eskalation kommen, nur waren wir dagegen, denn diese Auseinandersetzung hätte zahlreichen Unschuldigen auch das Leben kosten können.

»Ich möchte mich noch einmal bei euch bedanken!« rief Larcos, »denn ihr habt den Tempel genau an die richtige Stelle gebaut. Meine Befehle haben euch auch über die lange Zeit hinweg erreicht. Daran könnt ihr erkennen, daß wir selbst in der Lage sind, alle Hindernisse zu überwinden. Wir schaffen es, wir werden die Herrscher. Das kann ich euch mit Fug und Recht versprechen. Wenn jemand eine Frage hat, dann soll er sie mir jetzt stellen, bevor wir diesen Ort verlassen.«

Niemand traute sich.

Auch Suko und ich hielten uns zurück. Dann aber kam es fast, wie es kommen mußte.

In der letzten Reihe bewegte sich jemand. Es war ausgerechnet Sarah Goldwyn, die sich erhob und aus ihrer Bankreihe ging, um in der Gangmitte stehenzubleiben.

»Ich habe eine Frage!« rief sie laut.

Damit hatten die wenigsten der Versammelten gerechnet. Sie drehten

sich in ihren Bänken und schauten die Horror-Oma an.
Mir war das überhaupt nicht recht. Ich kannte sie lange genug, um zu wissen, daß sie ihre Nase immer in Dinge steckte, die sie eigentlich nichts angingen und die auch zu gefährlich waren.
»Hoffentlich wagt sie sich nicht zu weit vor«, sagte Suko leise.
»Das könnte sonst ins Auge gehen.«
»Nicht nur ins Auge.«
»Ja?« rief ihr Larcos zu. »Was wolltest du mich fragen, meine Getreue.«
»Ich sehe die Frau an deiner Seite. Davon haben wir nichts gewußt.«
»Nein, das kann ich mir vorstellen. Sie ist meine Schwester. Nur weil ich sie gefunden habe, konnte ich das Schwert bekommen, durch deren Kraft wir leben.«
»Gehört es nicht ihr?«
Die Frage schien Larcos nicht zu gefallen, jedenfalls bewegte er unruhig den Kopf. »Es ist ein Erbstück, das unser Vater ihr hinterlassen hat. Damit ist jedoch nicht gesichert, daß diese Waffe nur ihr allein gehört. Sie hat sie lange genug besessen, die Zeit ist nun reif für einen Wechsel. Ist damit deine Frage beantwortet, Schwester?«
»Eigentlich ja, nur möchte ich gern wissen, was mit ihr geschieht?«
Da lachte Larcos auf. »Sie steht nicht auf meiner Seite. Sie hat mich sogar töten wollen. Was, so frage ich euch, meine Getreuen, soll mit einer solchen Person gemacht werden? Was soll, mit ihr geschehen? Wißt ihr die Antwort? Wenn ja, dann gebt sie mir. Jetzt und hier will ich sie hören.«
Uns beiden schwante Unheil. Für diese Art von Frage gab es nur eine Antwort.
Wir brauchten auch nicht lange darauf zu warten, denn wie aus einem Münde schrien die Männer und Frauen immer nur die gleichen Worte.
»Töten! Man muß sie töten, ja, töten, töten…«
Sie steigerten ihre Lautstärke. Die Echos brandeten gegen die Wände, wurden von dort zurückgeworfen und überschnitten sich, wenn die Männer und Frauen erneut die Worte riefen.
Sie waren nicht mehr zu halten. Nur eine brüllte nicht mit. Es war Sarah Goldwyn, die sich gedreht hatte und fast hilflos zu uns herüberschaute.
»Töten! Töten…« Noch immer brüllte die Masse. Im Rhythmus der Worte stießen sie die Arme mit den geballten Händen in die Luft. Sie wollten einfach, daß es geschah.
Und Larcos sonnte sich unter den Echos der wilden Rufe. Er nickte sogar mit, während Kara nichts tat und einfach danebenstand wie eine Puppe, die irgendwann aufgezogen wurde.
Alles würden wir zulassen, nur eben nicht, daß Larcos seine

Schwester umbrachte.

Plötzlich verstummten die wilden Schreie, denn Larcos hatte beide Arme erhoben und bewegte sie auseinander.

Stille breitete sich aus.

»Ja!« rief er dann, »ich habe euch sehr genau gehört, und ich freue mich darüber, daß ihr in meinem Sinne gesprochen habt. Wer nicht für mich ist, den zähle ich zu meinen Feinden. Ich hasse meine Feinde, will sie nicht haben, deshalb muß ich ihnen auch zuvorkommen. Kara, so heißt sie, wird ihr Leben durch ihr Schwert verlieren, das ihr einst von unserem Vater überlassen worden ist. Ich werde sie köpfen.«

Nach dem letzten Wort wirkte die Stille noch intensiver. Larcos hatte von einem Mord gesprochen, den er an seiner Schwester begehen wollte. Für ihn gab es kein Zurück.

Und auch für Suko und mich existierte eigentlich nur der Weg nach vorn.

Erneut kam uns Sarah Goldwyn zuvor.

Ihren rechten Arm streckte sie Larcos entgegen. »Darf ich es machen?« fragte sie laut und deutlich in die Stille hinein…

***

Selbst eine Person wie Larcos konnte noch überrascht werden, das erlebten wir Sekunden später. »Du, meine Schwester, willst Kara töten?« fragte er ungläubig.

»Ja, ich will es. Ich will damit beweisen, daß ich allein auf deiner Seite stehe.«

»Die ist verrückt!« flüsterte ich. »Meine Güte, die bringt mich noch mal um meinen letzten Schlaf.«

»Warte es ab, John…« Suko reagierte gelassener als ich. Das war wohl mentalitätsbedingt. »Vielleicht ist es wirklich die einzige Möglichkeit, um Kara zu befreien. Außerdem weiß sie uns als Rückendeckung hier hinten.«

»Die taugt aber nicht viel.«

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel. Wir lassen uns zunächst einmal nicht blicken.«

Der Inspektor hatte ja recht. Dennoch paßte mir die Sache nicht, da war ich ehrlich genug.

Larcos hatte sich von seiner Überraschung gut erholt. »Willst du es tatsächlich machen?«

»Ich habe darauf gewartet.«

Er nickte und wandte sich einen Moment später an die übrigen Anwesenden. »Habt ihr etwas dagegen, daß einer aus euren Reihen mir auf diese Art und Weise seine Ergebenheit demonstriert?«

»Nein!«

Viele Kehlen stießen das Wort aus, und es hörte sich an, als hätte nur

einer gesprochen.
»Ich bin zufrieden, meine Getreuen. Ich sehe, ihr haltet zusammen. Unsere Kraft wird die Welt aus den Angeln heben, das kann ich euch versprechen. Auch du hast die Antwort gehört, Schwester. Wie ist dein Name?«
»Sarah!«
»Gut, Sarah, dann komm her zu mir und nimm die Waffe, um meiner eigenen Schwester den Kopf abzuschlagen.«
»Gern, Meister!«
Die Horror-Oma setzte sich in Bewegung. Gern hätte ich gewußt, wie es jetzt in ihrem Innern aussah. Wahrscheinlich zitterte sie wie Espenlaub. Der Entschluß, es angeblich zu tun, war nicht nur mutig von ihr, sondern auch lebensgefährlich. Wie ich Sarah Goldwyn kannte, würde sie es mit einem Trick versuchen, den Larcos hoffentlich nicht durchschaute.
Karas Bruder war er! Noch immer konnte ich es nicht begreifen.
Wie oft waren wir mit der Schönen aus dem Totenreich zusammen gewesen, wie oft hatten wir dabei über die Zeit in Atlantis gesprochen, doch einen Bruder hatte sie uns stets verschwiegen. Wenn sie von ihrer Verwandtschaft sprach, dann hatte sie meist von ihrem Vater berichtet, der in Atlantis ein angesehener Mann gewesen war.
Nun war der Bruder aufgetaucht wie Phönix aus der Asche. Irgend was stimmte da nicht, obwohl ich mich allmählich zu der Ansicht durchgerungen hatte, daß es durchaus wahr sein konnte.
Weshalb sollte Kara keinen Bruder gehabt haben, der einen anderen Weg gegangen war als die restliche Familie.
Auch Lady Sarah ging ihren Weg. Sie lief ohne Schnörkel oder Abweichungen geradewegs auf das helle Rechteck zu, wo sich Kara und ihr Bruder aufhielten.
Die übrigen Anwesenden verhielten sich nicht mehr ruhig. Sie hatten ihre Körper gedreht, um zuschauen zu können, was ihre Mitschwester da vorhatte.
Lady Sarah wurde angeschaut. Sie spürte auch die Blicke auf sich ruhen. Manchmal verdrehte sie selbst die Augen, so daß sie in die Gesichter sehen konnte.
Viel erkannte sie nicht. Sie huschten vorbei wie blasse Streifen unter den Rändern der Kapuzen.
Bestimmt gab es viele unter ihnen, die gern den gleichen Weg gegangen wären, nur hätten die tatsächlich versucht, Kara zu töten, während Lady Sarah die Schöne aus dem Totenreich retten wollte.
Wie das genau ablaufen sollte, wußte sie auch nicht zu sagen. Jedenfalls mußte sie sich etwas einfallen lassen. Angst vor der eigenen Courage hatte sie zwar nicht bekommen, dennoch fühlte sich die Horror-Oma nicht wohl in ihrer Haut.

Wären John Sinclair und Suko nicht im Hintergrund gewesen, hätte sie sich zu dieser »Tat« nicht hinreißen lassen. So hoffte sie darauf, daß die beiden Geisterjäger eingriffen, falls es zu brenzlig wurde.

Sie hatte die erste Bankreihe erreicht und stoppte für wenige Augenblicke ihren Schritt.

Das fiel auch Larcos auf. Er blickte zu ihr herab und hatte sich etwas gebückt. »Willst du nicht mehr, Sarah?« fragte er.

»Doch, ja, ich wollte nur…« Sie hob die Schultern.

»Dann komm!« Er streckte ihr den Arm und die Hand entgegen.

Sarah Goldwyn überwand die letzte Distanz. Sie schwitzte unter der verfluchten Kutte. Hoffentlich wurde ihr nicht zu heiß, das hätte dem Exorzisten negativ auffallen können.

Auch sie bewegte ihren Arm vor, damit sich die beiden Hände berühren konnten.

Ihre Handfläche war feucht, die des Mannes aus Atlantis strömte eine gewisse Wärme aus, die Lady Sarah keinesfalls beruhigte. Sie haßte es geradezu, den Mann anfassen zu müssen.

Die helle Fläche lag nicht viel mehr als einen halben Yard über dem normalen Niveau des Tempels. Aus der letzten Reihe war es kaum auszumachen, erst wenn jemand dicht davorstand, fiel es ihm auf.

Mit einem Ruck zog Larcos Sarah Goldwyn hoch. Neben ihm blieb sie stehen, sah in sein Gesicht und bemerkte auch das Nicken, mit dem er sie begrüßte.

»Hier bin ich«, sagte sie, darauf hoffend, daß sie das Zittern ihrer Stimme weit genug hatte unterdrücken können.

»Ja, hier bist du…« Er lächelte.

War es ein satanisches Lächeln, war es echt, triumphierend oder falsch? Es konnte alles beinhalten, Lady Sarah jedenfalls wollte sich da nicht genau festlegen.

Larcos schaute sie von oben bis unten an, bevor er den Kopf bewegte. »Du bist keine sehr junge Schwester mehr, die mir zu Diensten stehen wird, nicht wahr?«

»Nein.«

»Hast du eine Erklärung?«

»Ich… ich versuche es. Bisher bin ich in meinem ziemlich langen Leben stets den falschen Weg gegangen. Ich habe Jahre der Suche benötigt. Endlich habe ich ihn gefunden, jetzt bin ich bei dir gelandet.«

»Und was erhoffst du dir von mir?«

»Glück…«

»Das wirst du bekommen, aber auch Kampf, denn du weißt, daß wir darangehen werden, die Welt aus den Klauen der Hölle oder des Teufels zu befreien.«

»Ich werde dir helfen.«

»Das finde ich gut«, sagte er, »und als Zeichen deiner Treue willst du meine Schwester köpfen?«

»So ist es.«

Er schaute sie lange an. Jedenfalls kam es Lady Sarah ziemlich lange vor, und sie hatte Mühe, ihren Blick nicht zu senken, denn seine Züge zeigten eine dämonische Verschlagenheit. Ihr kam es vor, als hätte sich ein düsterer Schatten über sein Gesicht gelegt.

Larcos drehte sich. Sein rechter Arm machte die Bewegung mit und natürlich auch das Schwert mit der goldenen Klinge. »Hier ist die Waffe«, sagte er so laut, daß sie auch in der letzten Reihe vernommen werden konnte. »Nimm sie an dich und töte meine Schwester. Beweise mir dadurch, wie ergeben du mir bist, und gehe gleichzeitig mit einem guten Beispiel voran.«

»Ich danke dir für das Vertrauen, Larcos!«

»Es sei dir gewährt«, erwiderte er großzügig.

Die Horror-Oma wußte nicht, ob sie von dieser Gestalt auf den Arm genommen wurde oder nicht. Der letzte Dialog war ihr direkt lächerlich vorgekommen, doch sie hütete sich, dies zu zeigen, dafür war die Lage einfach zu ernst.

»Du mußt es mit beiden Händen nehmen«, sagte er, »es kann sonst zu schwer für dich werden.«

Noch hielt er es fest, allerdings nur mit einer Hand. Die Fläche lag auf dem Griff, während die Klinge mit der Spitze den Boden berührte.

Einen lichterfüllten Untergrund, sehr hell, fast strahlend und trotzdem nicht durchsichtig.

Lady Sarah nahm das Schwert entgegen. Als sie den Griff anfaßte, löste Larcos seine Hand. Bevor die Waffe kippen konnte, hielt Lady Sarah sie fest.

Noch hob sie es nicht an. Sie drehte sich aber so, daß sie Kara anschauen konnte.

Die Schöne aus dem Totenreich stand unbeweglich. Sie wirkte auch weiterhin wie eine Puppe, der man alles genommen hatte. Eine seelenlose Person, die sich in ihr Schicksal ergeben hatte.

Lady Sarah wollte es genau wissen und wandte sich mit ihrer Frage an Larcos. »Sie wirkt wie eine Tote? Lebt sie überhaupt noch?«

»Und ob!« lachte er.

»Aber…«

»Warte.« Er ging zu ihr und legte seine Hände auf Karas Schulter.

Ein Zucken ging durch die Gestalt, als würde neues Leben in die Frau hineinfließen.

»Hallo, Schwester«, sagte Larcos so laut, daß auch Lady Sarah ihn verstehen konnte. »Es ist jemand gekommen, der dich unbedingt töten will. Du brauchst keine Sorge zu haben, daß dir der eigene Bruder den Kopf abschlägt, das übernimmt eine andere.«

Kara bewegte die Augen. »Wen hast du dazu bekommen, mich zu vernichten? Wen?«

»Dreh dich!«

Das tat sie auch!

Es war ein gefährlicher Moment, denn Kara und Lady Sarah kannten sich. Aber erkannte Kara die Horror-Oma auch?

Ihre Blicke begegneten sich. Die Augen schienen sich festzufressen, und Sarah konnte nur hoffen, daß Kara nicht mit der vollen Wahrheit herausplatzte.

»Das ist meine Mörderin?« fragte sie.

»Ja«, zischelte Larcos.

»Ist sie nicht etwas zu alt?«

»Das glaube ich nicht, denn sie spürt meine Kraft in sich, wie es auch bei den anderen der Fall ist.«

»Ach so…«

Sarah Goldwyn atmete auf. Wenn Kara sie erkannt hatte, war ihre Reaktion phantastisch gewesen.

»Soll ich sie in dieser Haltung töten?« erkundigte sie sich. »Wenn jemand der Kopf abgeschlagen wird, ist es üblich, daß der Delinquent zumindest kniet.«

»Hier nicht.«

»Ja, ist gut.« Sarah Goldwyn nickte. Noch einmal schielte sie auf Kara, deren Blick nicht dem Schwert galt, sondern Sarah Goldwyns Gesicht. Wenn Lady Sarah nicht alles täuschte, mußte Kara sie erkannt haben. Der Ausdruck in den Augen sagte alles.

Die Horror-Oma hob das Schwert…

Es war eine entscheidende Geste, das merkten auch die in den Bankreihen Stehenden.

Sie hielten den Atem an. Die Blicke richteten sich auf Sarah Goldwyn und die schwarzhaarige Kara.

Unbeweglich stand sie, schien sich mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben und hörte plötzlich die gezischten Worte der Horror-Oma.

»Lauf, Mädchen, lauf weg!«

Dann schlug sie zu!

***

Der Busfahrer hieß Keith Murdock und gehörte tatsächlich zu den Leuten, die ihre Firma allein betrieben. Er hatte den Bus günstig erworben und fuhr, wenn es die Konkurrenz erlaubte, im Frühling und Sommer ältere Leute hinaus ins Grüne.

Da er mit seinen Preisen günstig war, hatte er genügend Aufträge bekommen und eben auch Stammkunden, wie diese Gruppe von Verrückten, die er seit einiger Zeit schon in die Einsamkeit brachte, wo sie einen alten Tempel besuchten.

Was sie dort trieben, war Keith Murdock egal. Seinetwegen konnten sie sich gegenseitig die Kleider vom Leib reißen, Hauptsache, er bekam sein Geld.

Das wurde ihm jedesmal bei der Heimkehr bar überreicht. Sogar die Wartezeit bezahlten sie ihm. Damit es ihm nicht zu langweilig wurde, hatte er sich einen tragbares TV-Gerät besorgt, das er einschaltete, wenn die Verrückten ihren Hokuspokus veranstalteten.

Auch an diesem Abend hockte er im Bus und starrte auf den kleinen Bildschirm.

Die Türen hatte er nicht geschlossen, weil die Luft noch warm genug war, die durch das Innere strömte. An diesem Abend zeigten sie einen alten Streifen mit Stan Laurel und Oliver Hardy. Genau das Richtige, um auf andere Gedanken zu kommen.

Während Murdock halb im Sitz lag, die Beine hochgelegt hatte und auf die Mattscheibe glotzte, aß er eine Büchse mit Fleisch leer und nahm hin und wieder einen Schluck Kaffee aus der Thermoskanne. So ließ es sich schon aushalten.

Stan trieb seine Scherze, fiel natürlich rein, und Oliver Hardy, der ihm zu Hilfe kommen wollte, passierte das gleiche Mißgeschick.

Eine wirkliche Situationskomik, die auch nach 50 Jahren nichts verloren hatte. Murdock vergaß manchmal das Essen, so sehr zog ihn der alte Streifen in seinen Bann.

Dann passierte es.

Er hörte ein Rauschen, das Bild begann zu wackeln, hielt sich noch einige Sekunde so und war auf einmal ganz weg. Dafür füllte Schnee den Bildschirm aus.

»Scheiße!« fluchte er, schwang die Beine von der Konsole, stellte sich selbst hin und schlug einige Male auf den Kasten, was aber auch nichts half.

Da der Apparat mit einer Antenne ausgerüstet war, drehte er daran. Sein Pech, das Bild kehrte einfach nicht mehr zurück. Nur der verdammte Schnee rieselte weiter.

»Auf nichts ist Verlaß!« schimpfte er. »Dabei ist der Apparat neu. Ich werde…«

Er hörte das Lachen von der Tür her, schaute hin und sah in ihrem Ausschnitt die Gestalt eines Mannes.

Murdock wollte wütend reagieren, doch sein Gefühl warnte ihn dafür, und so blieb er sitzen.

»Er funktioniert nicht mehr, wie?«

»Ja.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wieso?« Murdock schauerte zusammen, weil er den Eindruck bekam, von einer kalten Welle erfaßt worden zu sein.

»Ich habe dafür gesorgt, daß Ihre Kiste nicht mehr funktioniert. Ich,

verstehen Sie!«

»Ja, natürlich. Aber wer sind Sie? Weshalb haben Sie das getan?«

Der Fremde lachte. »Weil ich nicht will, daß du hier weiter auf die Glotze schaust.«

»Das ist doch meine Sache!«

»Nicht mehr. Du wirst dich jetzt verziehen und mir deinen komischen Bus überlassen!«

Murdock glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Was soll das?« keuchte er. »Ihnen des Bus überlassen?«

»Genau!«

Der Fahrer lachte. Es klang nicht echt. »Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen. Ich überlasse dir doch nicht meinen Bus.«

»Tatsächlich nicht?«

Murdock wollte schon antworten, als er über den Klang der Stimme nachdachte. Er hatte ihm überhaupt nicht gefallen. Dieser Kerl mußte sich seiner Sache sicher sein.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin der Teufel!«

Die Antwort war locker dahingesprochen worden. Murdock wollte auch nicken, erstarrte aber, als wäre er zu Eis geworden.

Was hatte der Typ gesagt? Keith wollte es genau wissen. »Wer bist du? Der Teufel?«

»Ja.«

»Dann bin ich der Kaiser von China!«

Der Fremde lachte. »Nur kannst du es nicht beweisen, im Gegensatz zu mir.«

Keith Murdock lehnte sich zurück. »Dann mach mal!«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als es schon geschah.

Plötzlich hatte er das Gefühl, in Flammen zu stehen. Sein gesamter Körper brannte, und das war keine Illusion. Aus seinen Fingern, den Armen, den Beinen, den Füßen schlugen tatsächlich zuckend, blaßblaue Flammensperre, die über seine Kleidung tanzten, sie aber nicht verbrannten und nicht einmal ansengten.

Er wußte nicht, wie lange er in Flammen gestanden hatte, jedenfalls hörte er plötzlich die Stimme des Fremden wieder. »Na, kannst du beweisen, daß du der Kaiser von China bist?«

»K… kaum …«

»Das ist gut. Ich hätte dich schmoren lassen können, bis du nur noch Asche gewesen wärst. Aber ich habe aus einer Laune heraus dein Leben verschont. Wenn du dich retten willst, dann verschwinde so schnell wie möglich.«

Keith Murdock zitterte am gesamten Leib. Er hatte die Hände auf die Lehnen gestemmt und drückte sich hoch. Als er die ersten Schritte ging, hatte er das Gefühl, zusammenbrechen zu müssen.

Der Teufel gab den Platz frei, und Murdock stolperte aus seinem Bus. Was ihm nie passiert war, geschah, als er seinen Fuß auf die Stufe setzte, ausrutschte und der Länge nach hinfiel.

Auf allen vieren kroch er weiter, bis er die Kraft fand, sich wieder zu erheben.

Er drehte sich erst um, als er in einen Buschgürtel einbrach. Seinen Bus sah er genau, und auch den Platz am Steuer. Aber den hatte jetzt der Fremde eingenommen.

Im Innern leuchteten schwach zwei Lampen. Sie gaben nicht viel Licht, so daß Murdock den Kopf des Mannes nur mehr als einen Schattenriß erkennen konnte.

Sah der Teufel so aus? Hatte er einen dreieckigen Schädel, der zum Kinn hin spitz zulief?

Seine Gedanken wurden unterbrochen, denn der Teufel oder wer immer es sein mochte, hatte den Motor des Busses angelassen. Dann fuhr er auf die Eingangstür des Tempels zu.

Keith Murdock schloß die Augen und hielt sich die Ohren zu.

Den Krach hörte er trotzdem!

***

Wir hatten es in unserer Deckung nicht mehr länger ausgehalten, weil wir einfach mitbekommen mußten, wie sich Sarah Goldwyn in einer so stressigen Lage verhielt.

Noch hatte man uns nicht gesehen, wir aber erkannten, daß sie zuschlagen wollte.

»Ist die denn des Wahnsinns?« zischte Suko.

Dann bewegte sie ihr Schwert.

Vielleicht hätte Suko noch seinen Stab einsetzen und die Zeit anhalten können, doch wir hatten beide die Zeit verschlafen und sahen mit an, was geschah.

Das Schwert mit der goldenen Klinge beschrieb einen Halbbogen.

Nur bewegte es sich nicht auf Kara zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung wo Larcos stand.

Kara sprang derweil mit einem Satz von dem lichterfüllten Rechteck nach unten und wollte den Gang durchlaufen.

Das hatten auch die übrigen Mitglieder dieser Sekte festgestellt.

Einige von ihnen überwanden ihre Überraschung und warfen sich Kara in den Weg.

Wir starteten ebenfalls, und eigentlich hätte Larcos Schädel längst auf dem Boden liegen müssen, nur war das nicht der Fall. Lady Sarah hatte all ihre Kraft in den Hieb hineingelegt, sie mußte mit einem Treffer alles klarmachen, zu einem zweiten hätte man sie bestimmt nicht kommen lassen.

Aber sie traf nicht!

Eine Handbreite vom Hals des Exorzisten entfernt wirkte die Gegenkraft und stoppte das Schwert.

Ein Zittern lief durch die Klinge und pflanzte sich auch durch die Arme der Horror-Oma fort, die kaum glauben konnte, was sie sah.

Hinter ihr herrschte plötzlich ein Chaos, aber sie hatte nur Augen für den Mann dicht vor ihr.

Sein Gesicht war vor Häßlichkeit schon fast wieder schön. Er starrte sie so grausam an, daß ihr angst und bange wurde. »Hast du wirklich gedacht, du könntest mich umbringen, du alte Hexe? Hast du das wirklich angenommen?«

Sarah Goldwyn gab keine Antwort. Plötzlich war ihr das Schwert auch zu schwer geworden. Ihre Arme sanken zu Boden und das blanke Entsetzen hielt in ihren Augen Einzug.

»Wer mich betrügen will, alte Hexe, ist selbst des Todes«, erklärte Larcos mit fast sanfter Stimme, bevor er zugriff und ihr den Schwertgriff aus der Hand drehte.

»Des Todes«, wiederholte er und hob die Waffe an…

***

Suko und ich hatten es verdammt schwer und konnten nur darüber fluchen, uns auf Lady Sarahs Plan eingelassen zu haben, denn eine Mauer von Leibern versperrte uns den Weg.

Lady Sarah befand sich in großer Gefahr, weil sie zusammen mit dem Exorzisten auf dem hellen Rechteck stand, gleichzeitig ging es auch um Karas Leben, denn die Mitglieder der Sekte gebärdeten sich wie Furien.

Sie waren über die Schöne aus dem Totenreich hergefallen. Hätten sie Waffen besessen, wäre Kara sicherlich nicht mehr am Leben gewesen. So schwer es uns fiel, wir mußten uns trennen.

»Hau du Kara raus!« rief ich Suko zu. »Ich kümmere mich um Sarah Goldwyn.«

»Okay.«

Während ich nach rechts abdrehte, hechtete Suko wie ein Turner in das Gewühl aus Körpern hinein.

Es war die einzige Möglichkeit für ihn, an Kara heranzukommen.

Auch wenn die Frauen und Männer nicht bewaffnet waren, ihre Faustschläge reichten trotzdem aus, um einen Menschen zu töten.

Suko räumte auf. Seine Hände wurden zu regelrechten Baggerschaufeln, als er damit in die sackartigen Kutten faßte, an ihnen die Körper hochriß und sie zur Seite schleuderte.

Er sah in erschreckte, schweißüberströmte, manchmal auch verzerrte Gesichter. Gegenwehr erlebte er so gut wie nicht, seine Aktion hatte die Gegenseite zu überraschend getroffen.

Die Mitglieder der Sekte polterten in die Bankreihen. Suko hörte die

dumpfen Aufschläge wie einen nie abreißenden Trommelwirbel, der gegen seine Ohren brandete.

Er vernahm die Schreie und hatte trotz seines Einsatzes den Eindruck, seinem Ziel kaum näher zu kommen.

Aber Kara lebte noch.

Und die wehrte sich auch, denn sie hatte es geschafft, strampelnd ihre Beine zu befreien.

Harte Tritte wühlten sich in den Stoff der Kutten. Über ihr brachen die Männer und Frauen zusammen, griffen nach ihr, schlugen mit den Fäusten oder versuchten, scharfe Fingernägel durch ihre Gesichtshaut zu ziehen.

Der Stoff des Kleides war längst zerrissen. In langen Bahnen hing er am Körper herab. Die weiße Haut schimmerte durch, auch sie hatte Blessuren abbekommen. Lange, rötlich schimmernde Streifen, von spitzen Fingernägeln hinterlassen.

Doch Kara gab nicht auf. Sie glich schon einer Wildkatze, als sie sich mit Händen und Füßen vehement gegen die drohende Übermacht verteidigte. Nur waren es zu viele.

Kara schaffte es nicht, irgendwelche Personen dermaßen auszuschalten, daß diese bewußtlos wurden. Wenn sie einen Gegner aus dem Weg geräumt hatte, kam der wieder hoch oder brachte noch Verstärkung mit.

Doch da gab es noch Suko.

Er kämpfte mit allen Tricks, schleuderte die Gegner hoch, setzte Griffe aus dem Judo-Sport ein, nahm auch mal die Handkante zu Hilfe, wühlte sich mit Faustschlägen und Ellenbogenstößen weiter und schaffte es tatsächlich, an Kara heranzukommen.

Mit einem Tritt schleuderte er einen Mann in dem Augenblick weg, als dieser mit der Faust gegen Karas Gesicht schlug, das für einen Moment deckungslos gewesen war.

Der Schlag hätte die Schöne aus dem Totenreich schwer getroffen und auch dementsprechend gezeichnet. Durch den unerwarteten Tritt allerdings flog der Mann nach vorn und rammte seine Faust gegen den harten Steinboden.

Sein Schmerzensschrei hallte markerschütternd durch den Tempel, während Kara große Augen bekam, als sie über sich eine bekannte Gestalt entdeckte.

Für die Dauer eines Herzschlages schien die Zeit tatsächlich still zu stehen. Sie und Suko blickten sich an, Suko sah das befreite Lächeln in den Augen, bückte sich und riß Kara schwungvoll hoch.

Schon kamen die nächsten.

Der Chinese explodierte förmlich. Er wurde zu einem hochspringenden, wilden Karatetiger, der alles zur Seite räumte, was sich ihm in den Weg stellen wollte.

Mit Tritten, Stößen und Schlägen verschaffte er sich und Kara freie Bahn, so daß die beiden auf die Ausgangstür zurennen konnten. Suko schleuderte Kara vor. »Lauf du nach draußen! Da kannst du auf uns warten. Den Rest erledigen wir.«

»Aber Larcos ist…«

»Egal, was er ist, weg mit dir!«

Es kam nicht mehr dazu, denn von außen her drückte eine mörderische Gewalt die Eingangstür nach innen. Suko und Kara hörten den Krach, sahen das Splittern der breiten und auch sehr stabilen Tür, wie sie in Fetzen nach innen flog, und sie hörten das dröhnende Geräusch eines Automotors.

Ein Wahnsinniger raste mit einem Bus in den Tempel. Nein, ein Wahnsinniger war es nicht.

Hinter dem Lenkrad saß Asmodis persönlich. Er war gekommen, um mit dem Teufelsaustreiber abzurechnen…

***

Wie schon erwähnt, war ich zur rechten Seite hin weggetaucht, weil ich unbedingt das helle Rechteck erreichen mußte und mir der Weg durch die Mitte versperrt war.

Auch jetzt stellten sich mir einige Sektenmitglieder in den Weg, die ich aber zur Seite räumte, wobei es keine Rolle spielte, ob es sich um Frauen oder Männer handelte.

Lady Sarahs Leben stand auf des Messers Schneide, und das genau mußte ich retten.

Doch es kam anders.

Im Kino kommt der Held stets in der letzten Sekunde. Vielleicht hätte ich das hier auch geschafft, nur war mir plötzlich eine Bank im Weg. Jemand war auf den tückischen Einfall gekommen, mir das Ding genau in den Sprung zu schieben.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Ich schaffte es auch nicht, sie zu überspringen, sondern krachte voll hinein.

Mein Schrei bestand aus einer Mischung aus Schmerz und Wut.

Ich kippte nach vorn, über die Bank hinweg, an der ich mich irgendwo festhakte und sie ebenfalls noch mitriß.

Gemeinsam prallten wir zu Boden.

Als ich mich hochstemmte, war der Bankwerfer über mir. Er hieb mir beide Fäuste gegen den Nacken, traf zum Glück nicht richtig, so daß ich mich mit einem Ellbogencheck wehren und ihn zur Seite wuchten konnte. Als er wieder hochkam und mich abermals schlagen wollte, erwischte ihn mein Handkantenhieb, so daß er sich schlafen legte.

Endlich freie Bahn.

Zu spät.

Larcos hatte bereits gehandelt und das Schwert zum Schlag erhoben.

Jetzt hätte noch Sukos Stab eventuell helfen können, aber mein Partner hatte sich um Kara gekümmert und drehte der Szene auf dem Lichtrechteck den Rücken zu.

Hatte es Sinn zu schießen?

Ich versuchte es, riß die Waffe hervor, feuerte, traf aber nicht, weil ich angesprungen wurde. Der Aufprall schleuderte mich zurück bis gegen die Wand.

Der erste Schuß hatte Larcos abgelenkt, zu einem zweiten kam ich nicht mehr, denn die Eingangstür flog mit einem gewaltigen Krach auf, und in den Tempel hinein raste ein Bus…

***

Asmodis hockte am Lenkrad!

Ihm war es egal, ob sich Menschen im Weg befanden. Aus glühenden Augen starrte er in das Innere des Tempels und sah auch, daß sich einige Gestalten mit wahren Hechtsprüngen vor dem Ungetüm auf vier Rädern in Sicherheit brachten.

Für diese Menschen hatte er keinen zweiten Blick übrig. Er wollte die Person, die man den Exorzisten nannte und die ihm die Macht rauben wollte.

Da kannte der Teufel kein Pardon.

Er sah Lady Sarah auf dem hellen Licht stehen, er sah auch das Schwert mit der goldenen Klinge und bewies im nächsten Augenblick, mit welchen Kräften ihn die Hölle ausgestattet hatte.

Asmodis verließ den Bus!

Doch nicht auf dem normalen Weg, er verwandelte sich in einen feurigen Schatten, der durch die Frontscheibe jagte, ohne daß sie zerstört wurde.

Wie ein Flammenstrahl jagte er durch die Luft, über die Köpfe der Sektendiener hinweg und genau dorthin, wo sich das helle Rechteck befand.

Larcos zeigte kein Interesse mehr an Lady Sarah. Er stieß sie einfach um, jetzt war Asmodis wichtiger.

»Teufel!« schrie er, »du bist der Teufel! Ich habe auf dich gewartet, Höllenherrscher!«

Dann schlug er zu.

Asmodis wurde mitten im Flug getroffen und wäre in zwei Hälften geteilt worden.

Aber konnte man einen Flammenstrahl teilen?

Das schaffte selbst das Schwert mit der goldenen Klinge nicht. Dafür hieb es in den Boden, der einen langen Riß bekam, und als Larcos erneut die Waffe anhob, erwischte ihn die volle Kraft des Höllenherrschers. Das Schwert konnte er nicht mehr halten. Es wurde ihm aus der Hand gerissen, fand überschlagend seinen weiteren Weg

durch den Tempel und klirrte schließlich gegen eine Wand.
Jetzt war Larcos waffenlos!
Asmodis stand vor ihm. Seine Gestalt wurde vom Höllenfeuer umtanzt, aus dem Feuer schnellten plötzlich zwei Arme mit schwarzen Krallenhänden, die sofort zugriffen.
Larcos gelang nicht einmal eine Gegenwehr. Er wurde von Asmodis gepackt wie eine Puppe, zu ihm herangezogen, an den Körper gepreßt, von Flammen umtobt, und im nächsten Augenblick öffnete sich unter ihren Füßen das Dimensionstor.
Es verschlang beide, Asmodis und Larcos.
Larcos würde wohl niemand mehr wiedersehen. Leider galt das gleiche nicht für den Teufel, der wieder einmal einen seiner Feinde in die Hölle geholt hatte…

***

Ich streckte Lady Sarah meinen Arm entgegen, faßte ihre Hand und half ihr auf die Beine.
Lady Sarah zitterte am gesamten Leib. »Das war wohl sehr knapp, mein Junge, nicht wahr?«
»Ich würde sagen, hauchdünn.«
Sie nickte. »Und du hättest mich diesmal nicht retten können.«
»So ist es.«
»Dann müßte ich dem Teufel dankbar sein.«
»Wenn du willst…«
»Das werde ich nicht, John, keine Sorge. Dazu hat er Jane Collins zuviel angetan.«
Wir beide standen sehr günstig und konnten in den Tempel hineinschauen. Die Mitglieder der Sekte verließen den Ort ihrer großen Niederlage fluchtartig. Sie würden so schnell keine neue Gruppe mehr aufbauen. Ihre Angeschlagenen und Verletzten nahmen sie gleich mit. Glücklicherweise hatte es keine Toten gegeben, und auch Kara war gerettet worden. Sie ließ sich von Suko stützen.
Ich half Lady Sarah, und so gingen wir aufeinander zu. Kara weinte und lachte zugleich. »Mein Bruder«, sagte sie. »Er war tatsächlich mein Bruder.«
»Davon hast du nie erzählt«, sagte ich.
Sie legte mir eine Hand auf die Schulter. »Das konnte ich auch nicht, weil ich es selbst nicht wußte. Ich habe es erst jetzt erfahren. Er ist einen anderen Weg gegangen und hat es geschafft, trotz allem eine Macht aufzubauen, die seine Rückkehr erwartet.«
»Die Macht gibt es nicht mehr. Sie ist zerschlagen worden.«
»Wie meine schrecklichen Alpträume.«
»Wieso?« fragte Suko.
Kara winkte ab. »Damit hat eigentlich alles begonnen, aber das

erzähle ich euch ein anderes Mal.«

Wir nickten. »Wie du meinst«, sagte ich und fügte grinsend hinzu: »Es waren schließlich auch deine Träume, liebe Kara…«

ENDE